Münster i/W.1934.№35 Phil. Diss.

Hans Carossa

Seine innere Entwicklung und seine Forderung: „Im kleinsten Ringe wags Dich reich zu leben".

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
an der Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen
Fakultät an der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i.W.

vorgelegt von

Max Machate

aus Düsseldorf

1934

Druck: Heinrich Pöppinghaus, o. H.-G., Bochum-Langendreer.

Tag der mündlichen Prüfung: 21. Dezember 1933.

Dekan: Herr Professor Dr. Eitel.

Referent: Herr Professor Dr. Günther Müller.

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Meinen Eltern, meiner Schwester
und meinem Freunde Alfred

Vorwort.

Vor Beginn der Arbeit soll es meine angenehmste Pflicht sein. Herrn Professor Dr. Günther Müller für die Förderung und Leitung während der Entstehungszeit der Arbeit zu danken.

Besonderen Dank möchte ich auch an dieser Stelle meiner Schwester und Fräulein Agnes Seibert aussprechen, die mir beide bei der schriftlichen Niederlegung und Durchsicht große Dienste geleistet haben.

Das neueste Werk Hans Carossas „Führung und Geleit" konnte ich leider nicht mehr berücksichtigen, da es erst nach der Fertigstellung der Arbeit erschien.

Der Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547224_0092

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung: Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise der Werke Hans Carossas 1-2

1. Kapitel:
a) Stellung Hans Carossas in der Dichtung der Gegenwart 3-6
b) Kurzer Überblick 7-9

2. Kapitel: Naturnähe. Unbewußte Erfüllung der Forderung. Beginnende Naturentfremdung. „Eine Kindheit"; Gedichte 10-22

3. Kapitel: Fortschreitende Naturentfremdung. Kampf um die Erfüllung. „Verwandlungen einer Jugend"; Gedichte 23-38

4. Kapitel: Naturangst. Ihre teilweise Überwindung.
a) „Die Schicksale Doktor Bürgers"; Gedichte .39-52
b) „Die Flucht"; Gedichte 53-56

5. Kapitel: Die völlige Überwindung. „Rumänisches Tagebuch"; Gedichte 57-68

6. Kapitel:
a) Rückblick. Aufgabe des Menschen. Hans Carossas Glaube 69-72
b) Wiedererrungene Naturnähe. Endliche Erfüllung der Forderung. „Der Arzt Gion"; Gedichte 73-91

7. Kapitel: Lohn des Strebens 92-93

Schluß: Würdigung Hans Carossas 94

Chronologie der Werke Hans Carossas 95
Benutzte Literatur 95-96
Abkürzungen 96

Lebenslauf des Verfassers 97

Einleitung.

Sieben kleine Bände umfaßt das Werk Hans Carossas, des bei Passau lebenden Dichters, der gleichzeitig Arzt ist:

„Eine Kindheit",
„Verwandlungen einer Jugend",
„Die Schicksale Doktor Bürgers",
„Die Flucht",
„Rumänisches Tagebuch",
„Der Arzt Gion",
ein Band „Gedichte".

Schon in dieser Aufzählung habe ich eine Umstellung vorgenommen, der sich in ihrer Gesamtheit nur die Gedichte entziehen, weil sie neben Neuem oft auch in veränderter Gestalt Gedanken und Erlebnisse wiederholen, die in den anderen Büchern schon enthalten sind. Ich habe die Werke nicht in zeit- sondern entwicklungsgeschichtlicher Reihenfolge genannt, die mir ja besonders dann notwendig erscheinen muß, wenn ich die innere Entwicklung des Dichters in der Gesamtheit seiner Werke aufzeigen will.

Außerdem gibt mir folgende Tatsache ein Recht zu meiner Änderung: Alle Arbeiten Carossas sind autobiographischer Natur, wenn verschiedene („Die Schicksale Doktor Bürgers", „Der Arzt Gion") das auch hinter allerdings leicht durchschaubaren Verkleidungen verstecken wollen.

Hier kommt der Dichter dem Betrachter entgegen. In der Erkenntnis, daß erst dann eine Leistung möglich ist, wenn man sich selbst und die Grundlagen seines Wesens kennt, geht Carossa auf den Ursprung seines Seins zurück und legt, eben durch den damit gegebenen autobiographischen Charakter seiner Werke, auch für den Betrachter den Weg zu den Wurzeln seines Wesens frei. Er schildert uns sein Leben mit allen Einzelheiten des nur subjektiv Erlebbaren. Aber weil er sich bewußt ist, daß es höhere Werte gibt als das Individuum, verfällt er nicht einer Selbstbespiegelung, die den Leser ermüdet und peinlich berührt. Sein Verantwortungsgefühl einem höheren Wesen gegenüber läßt ihn nicht in der Wiedergabe des subjektiv Erlebten stecken bleiben; er

hebt vielmehr das Besondere in das Allgemeine und gibt so, unterstützt von der dichterischen Vollendung der Form, auch etwas allgemein Gültiges, das nicht nur den Einzelnen, sondern viele angeht.

„Er muß bis in jene letzte Tiefe des eigenen Wesens vorgedrungen sein, wo es im Mittelpunkt der Welt verankert ruht, wo alles Subjektiv-Zufällige zum Objektiv-Endgültigen sich verwandelt“ [1]).

Werner Mahrholz sagt darüber: „Auch hier sind scheinbar lauter persönliche Erlebnisse, Nebensächlichkeiten, kleine Dinge des Alltags in Ich-Form erzählt. Aber eben dies ist das Große, innerlich Ausgereifte, Gestaltete, daß darin nichts eigentlich Persönliches mehr zu erblicken ist, daß nichts zufällig geschieht, nichts, das mehr an dies Ich erinnert: allein das höhere Gesetz der Natur waltet in diesen scheinbar locker und leicht wie zufällig und vorübergehend wiedergegebenen Eindrücken, in diesen Abbildern, Begegnungen und Trennungen von Menschen. Das, was wir poetisch und dichterisch nennen, ist eben die höhere Wirklichkeit, die in diesen Ich-Erzählungen auskristallisiert ist“ [2]).

Und auch Hugo von Hofmannsthal meint dasselbe, wenn er sagt: „Dichtend entfernt er (Carossa) sich nicht von sich selbst, aber er tritt zu seinem Selbst in eine zauberhafte Verbindung, wie nur die seltenen Zwischenaugenblicke eines strengen Lebens sie ermöglichen, und die Menschenwelt baut sich ihm, der zwischen den Existenzen durchschreitet, geordnet auf, vermöge der schönen Ordnung und Ruhe in ihm selber“ [3]).

---

[1]) B. d. D. S. 164.
[2]) Mahrholz S. 230.
[3]) B. d. D. S. 109.

1. KAPITEL.

a) Um die Quellen dieser schönen Ordnung und Ruhe zu erforschen, schreibt der Dichter sein Werk. Ihn in eine bestimmte literarische Richtung einzuordnen, ist schwer. Doch am nächsten steht er den Ideen der Neuromantik: Wiederhinwendung zum Metaphysischen und Mystischen, zu Traum und seherischer Gabe als Reaktion gegen den rationalistischen Naturalismus, Abwendung von der Großstadt und Sich-Bewußtwerden der Verbundenheit mit den Kräften der Erde und des Volkes, Glaube an ein Göttliches, dem wir durch die Vervollkommnung unseres Ichs dienen können. Also ein Erstarken und ein Durchbruch der vegetativen, seelischen Schichten, von denen Hübener in seinem Aufsatz „Die Theorie der Romantik" spricht und deren Zunahme er als Ursache der ganzen romantischen Bewegung ansieht [4]). Diese Revolte der Seele war damals wie heute mehr als der ewige Streit zwischen Verstand und Gefühl, mehr als ein Aufruhr gegen die beginnende Industrialisierung Englands, von wo die romantische Bewegung ja ihren Ausgang nahm. Es ist „das bewußte, umstürzlerische Fordern vernachlässigter Seelenschichten" [5]). Die Mechanisierung des Lebens war nur der letzte Anlaß dazu. Sie hatte dieselben Folgen, wie sie die Zeit von 1870 bis heute mit sich brachte: „Alle Schwierigkeiten des inneren Lebens mehrten sich in der modernen zivilisatorischen Zeit, mehren sich in unseren Tagen, da immer wieder der Anspruch der vegetativen Seele nicht anerkannt wird" [6]). Und worin besteht nach Hübener dieser Anspruch? Darin, daß „die zivilisatorische Meisterschaftshaltung des kausalen Denkens gegenüber der Natur aufgegeben und jener Rest Unvernünftiges in dieser Welt, den eben das Kausaldenken als Zufall anspricht, das ängstliche Gemüt als dämonische Willkür, gemäß der kindlichen Traumkraft der Seele als väterliche Ordnung anerkannt wird" [7]). Die Seele leidet unter dem Prinzip der kausalen Erklärungsweise. Aber ohne Rücksicht auf sie wird weiterhin alles

---

[4]) Hübener Dtsche. Vierteljahrsschrift.
[5]) Hübener S. 255.
[6]) Hübener S. 269.
[7]) Hübener S. 261.

Heil in der Aufklärung gesucht, im kalt Verstandes- und Willensmäßigen; jedes nicht rational Erklärbare wird als Zufall abgetan und belächelt.

In derselben Situation befanden wir uns bis vor kurzem auch. Man wollte leugnen, „daß die vegetative Seele, die Seele, die in Verehrung und Liebe die menschliche Gemeinschaft und ihre Führer, sozialistisch und aristokratisch zugleich, und die Natur umfaßt und nur allein in ihrer letzten Wirklichkeit zu erschließen imstande ist, ihr Eigenrecht hat, das über alles analytisch-kausale Denken hinausgeht; daß nur die vegetative Seele jene Krisis der industriellen Zivilisation auszugleichen und zu überwinden vermag, die die großen Viktorianer ahnten und in der wir heute leben“ [8]).

C a r o s s a gehört zu denen, die der Seele wieder zu ihrem Recht verholfen haben. Auch in seinen Werken macht sich geltend, „daß im Zufall die Forderung der sogenannten rationalen Erklärung fallen gelassen wird und die Willkür, das Wirken übernatürlicher Mächte, als das Entscheidende in der Welt angesehen wird“ [9]).

Wie Traum, „Symbolisierungstendenz“ [10]) und die durch sie bewirkte Bedeutungszunahme von Natur- und Sinneserscheinungen, wie passive Natureinstellung und die daraus sich ergebende „Naturkindschaft“ [11]), wie die Bedeutung von Familie und Gemeinschaft, das Gefühl der „Brüderschaft mit dem Tier“ [12]), der wiedererwachende Sinn für Zauberei und Magie und schließlich das Wissen um das Dämonische als Kernerscheinungen des Romantischen auch in Carossas Werken zum Ausdruck kommen, soll an betreffender Stelle gezeigt werden.

Eine Tatsache ist bei C a r o s s a noch besonders zu beachten: Die Verbindung von deutsch-nordischem und klassisch-südlichem Geist. Durch seine Abstammung, den Ort seiner Geburt und die Landschaft, in der er aufwächst und lebt, steht er dem Südlich-Klassischen, dem Lateinischen, nahe. Seine Vorfahren stammen aus Oberitalien, geboren wurde er in Oberbayern, und sein weiteres Leben spielt sich in der Hauptsache in Landshut, München und Passau ab, also ganz auf altrömischem Kulturboden. Die einzige Ausnahme bildet Leipzig, wo er während seiner Ausbildung kurze Zeit lebt. H a u s e n s t e i n sieht darin „die geradezu ethnisch festen Voraussetzungen, aus denen gekommen ist, was

---

[8]) H ü b e n e r S. 269.
[9]) H ü b e n e r S. 258.
[10]) H ü b e n e r S. 259.
[11]) H ü b e n e r S. 261.
[12]) H ü b e n e r S. 262.

am literarischen Werke Carossas mit Fug und Recht das Klassische geheißen wird“ [13]).

Hinzu kommt die geistige Beeinflussung durch Goethe, die der Dichter schon als junger Mensch erfahren hat. Die Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit für das Klassische unterdrückt aber nicht das Spezifisch-Deutsche in ihm. Im Gegenteil: Gerade durch die Einfachheit, die er besitzt und durch die er dem Klassischen wie dem Deutschen gleich nahesteht, kann er das deutsche Wesen umso klarer begreifen. Sie entspricht so sehr dem deutschen Empfinden, daß sie der Weg ist, es zu verstehen und auszudrükken. In der Verbindung des Deutschen und Lateinischen, die Hofmannsthal an Carossa erkannt hat, beruht sein Dichtertum. Das Lateinische gibt ihm die Beherrschung der Form und des Ausdrucks, das Deutsche die innige Tiefe und das Streben zu der Beschäftigung mit den Dingen der Seele.

Hieraus erklärt sich also die Abwendung vom Nur-Rationalen. Er geht wieder zurück aus der Stadt in die Landschaft; er will die Kräfte ergründen, die von Stamm und Heimat ausgehen. „Innig nüchtern“ [14]) forscht er immer tiefer, bis er so schließlich auf die Grundlagen des eigenen Wesens stößt, deren Erkenntnis ihm zum Wichtigsten wird.

Paul Kluckhohn weist in seinem wertvollen Aufsatz: „Die konservative Revolution in der Dichtung der Gegenwart“ [15]) darauf hin. Seine Sätze über die Wiederhinwendung der modernen Dichtung zur Natur und ihre Abwendung vom Nur-Geistigen sind im Hinblick auf Hans Carossa besonders wichtig: „Die Wendung zur Vergangenheit, von der wir ausgingen, war eine Wendung zur Vergangenheit als zu den Quellen des eigenen Wesens, eine Wendung zu den Wurzelkräften in Volkstum und Stamm und Familie nicht nur, auch in der Landschaft, in der unmittelbaren Berührung mit der Erde“ [16]). Von hier aus gesehen, gewinnt Carossas Vorhaben besondere Bedeutung. Denn wenn er zu den Grundlagen des eigenen Ichs vordringen will, kann er es nur, wenn er die übrigen Strömungen mit in Betracht zieht. Die Gestalt der Emerenz (im „Arzt Gion“) gehört zu den Menschen, die so stark mit der Natur verbunden sind, daß ihr „bäuerliches Tun wie neu geheiligt und segensvoll erscheint, Urkräften verbunden, die den Menschen anderer Lebensformen verlorengegangen sind“ [17]). Carossa hat „einen neuen Sinn für Leib und Blut, für organisches Körperleben, als Gefühl des Verbundenseins des Körpers mit frü-

---

[13]) B. d. D. S. 102.
[14]) R. T. S. 96.
[15]) Kluckhohn: „Zeitschrift f. deutsche Bildung“.
[16]) Kluckhohn S. 185/86.
[17]) Kluckhohn S. 186.

heren Generationen, mit Kräften der Landschaft, der Erde und der Atmosphäre und führt mit alledem, kann man sagen, hinab in das ‚Reich der Mütter'" [18]). Kluckhohn unterscheidet sehr richtig zwischen der orts- und landschaftsgebundenen Heimatkunst, in der er noch eine „Tochter des Naturalismus" sieht, und der Dichtung der Gegenwart [19]). Die Verdienste der Heimatkunst sollen nicht geleugnet werden. Aber weil sie sich mit bestimmten Bezirken beschäftigt, kann sie nur ein erster Beginn sein. In der Dichtung der Gegenwart geht es um mehr als um die bloße, begrenzte Hinwendung zur Natur: Es geht um „Urprobleme des Blutes und des Geschlechts, um eine ursprüngliche Verwandschaft, ja Einheit von Mensch und Natur, ein Verwurzeltsein des Menschen in der Landschaft, die ihm nicht Milieu bedeutet, sondern etwas Lebendiges, dem er zugehört, das ihm antwortet, das ihm Kraft gibt, ja magisch auf seine Seele wirkt" [20]).

Mit Stefan George und Paul Ernst, in denen Kluckhohn die Begründer der neuen deutschen Dichtung sieht, fühlt sich auch Hans Carossa überindividuellen Kräften verpflichtet, in deren Dienst er sein Werk stellt: Familie, Stamm, Landschaft, Volk, göttliche Seinsordnung.

Doch bevor er sein Werk diesem Großen widmen darf, ist eben das Andere nötig: Die Arbeit an sich selbst, die Aufgabe, den Mächten des eigenen Wesens bis zum Ursprung nachzugehen und ihrer Entwicklung wieder bis „zum eignen Sinn, zur geltenden Gestalt" [21]) zu folgen.

Die Werke Carossas sind Zeugnisse für dieses Streben. Sie führen den Dichter außer zu der Erkenntnis des eigenen Selbst auch zu der anderen, die die Grenzen dieses Ichs zieht und in dem Verse gipfelt: „Im kleinsten Ringe wags dich reich zu leben!" [22])

---

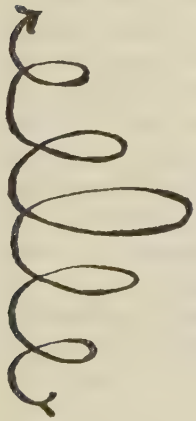
[18]) Kluckhohn S. 186.
[19]) Kluckhohn S. 184.
[20]) Kluckhohn S. 184.
[21]) Gedicht: „Der Morgengang" S. 53.
[22]) Gedicht: „Der Morgengang" S. 54.

b) Von der frühesten Kindheit bis zum reifen Mannesalter schwingt sich der Weg des Dichters in fünf Windungen zur Höhe empor: Das Kind, der Jüngling, Doktor Bürger, der Feldarzt und Doktor Gion, das sind die Gestalten, in denen C a r o s s a uns entgegentritt. Es sind im wahrsten Sinne des Wortes «per sonae», Masken, durch die des Dichters wahre Stimme ertönt.

Die übrigen Gestalten seiner Bücher gewinnen ihr Leben nur durch ihn, der stets der Mittelpunkt des Geschehens bleibt. „Weltbegierig ist er nur so, daß er den eigenen Lebensweg sich mit dem poetischen Licht erhellen will, vorwärts, seitwärts und rückwärts, bis in die Kindheit. Ein Strahl fällt dann auf die Begegnenden, sofern sie ein Teil seines Lebens sind“ [23]). Nicht, daß sie tot sind, aber sie alle dienen nur dazu, seine Gestalt als Kind, Jüngling und Mann deutlich herauszustellen und sind da Entwürfe, wo er selbst Ausführung ist. In seinen Beziehungen zu ihnen formt sich sein Wesen, um dessen Erkenntnis es ihm zu tun ist.

Der Weg hierzu ist die Beobachtung seiner wechselnden Stellung zur Natur. Je näher er ihr steht, desto deutlicher gewinnt er auch Gestalt. Wo seine Verbindung mit ihr unterbrochen ist oder überhaupt ganz fehlt, ist Irrweg und Untergang die unausbleibliche Folge. Nur durch sie kann er „den kristallnen Leib im Leibe langsam Glanz gewinnen lassen“ [24]).

Wenn man die einzelnen Abstufungen der Naturverflochtenheit zum Ansatzpunkt der Betrachtungen nimmt, kann man es sogar wagen, die innere Entwicklung des Dichters in einer graphischen Darstellung festzulegen:



. . . „Der Arzt Gion“

. . . „Flucht“ u. „Rumänisches Tagebuch“

. . . „Die Schicksale Doktor Bürgers“

. . . „Verwandlungen einer Jugend“

. . . „Eine Kindheit“.

---

[23]) B. d. D. S. 109.
[24]) Gedicht: „Von Lust zu Lust“ S. 67.

Das Bild ist mit Absicht schematisiert, um nur die stärksten Linien heraustreten zu lassen. Die Kindheit bildet die unterste und engste Windung der Spirale, von der Carossa selbst als von dem „Serpentinenweg des Daseins“ [25]) spricht. Hier ist der umschlossene Ring der kleinste, weil das Kind, wenn auch nur passiv, ganz nahe mit der Natur verbunden ist. Aber schon auf dem Weg zur zweiten Windung, zu den „Verwandlungen“, lockert sich die enge Naturverbindung. Das Kind fühlt sich in das Leben hinausgestoßen. Der Aufenthalt in Stadt und Schule, die Erziehung und der Verkehr mit älteren Gefährten lösen den zur Ringbildung notwendigen Kontakt mit der Natur. Die Grenzen des Kreises erweitern sich: Das Ziel wird nicht erreicht. In sich selbst unsicher geworden und in der Sehnsucht nach einem festen Halt tritt nun der Kampf um die Erfüllung der Forderung ein. Aber weil Doktor Bürger als „Arzt“ in seinem Mitleid mit den Kranken die ihm grausam erscheinende Natur nicht mehr versteht, wird der innere Zwiespalt zwischen „Mensch“ und „Arzt“ nicht überbrückt. Körperlich geht er deshalb unter. Nur der Mensch in ihm macht eine Läuterung durch: Der Mut zum Schauen verwandelt die Angst vor dem Ungeheuren der Natur in Liebe und Demut. Der Tod, dem er als Arzt noch in den „Schicksalen Doktor Bürgers“ erlegen ist, verliert in der „Flucht“, besonders aber im „Rumänischen Tagebuch“ seine Schrecken. Hier ist der Ausgleich zwischen Mensch und Arzt gefunden. Das Erlebnis des Krieges ist nur noch als Nervensache zu überwinden, und der Kontakt mit der Natur ist, besonders durch das Verhältnis zum Tier, wiederhergestellt. Aber doch ist noch nichts endgültig gesichert. Erst in einer Gestalt des Buches, in der des jungen Befehlträgers Glavina, zeigt uns Carossa die Erfüllung. Endlich, auf dem Weg zur fünften Windung, wird auch für den Dichter das Ziel erreicht. Er ist sich der Aufgabe, sein Maß nicht zu übersteigen, bewußt geworden und kann nun, in der Gestalt des Arztes Gion, einen „kleinsten Ring“ bilden. In seinen „Ergänzungstagen“ [26]) ist die Verbindung mit der Natur wieder vollkommen hergestellt. Er kann den Menschen nicht nur ein körperlicher, sondern auch ein seelischer Helfer in der Not der Zeit werden. Völlig in sich sicher, kann er den Gefahren, die seinen Kreis sprengen wollen, begegnen und die Beglückung erleben, die der Lohn dafür ist, daß er es

---

[25]) Gion S. 192.

[26]) Gion S. 134.

gewagt hat, im kleinsten Ringe zu leben. Jetzt, in der Erkenntnis seines Wesens, kann er daran denken, sich und sein Werk einem höheren Ziele zu unterstellen.

Der Weg bis dahin ist schwer und mühsam. Aber unerbittlich gegen sich selbst geht ihn der Dichter, bis die Entwicklung seines Wesens klar vor ihm liegt. Das Auf und Ab in seiner Stellung zur Natur wird ihm zum Leitfaden.

2. KAPITEL.

Es bedarf keiner Frage, daß die Naturnähe in der frühesten Kindheit am unmittelbarsten ist. Es ist die Zeit, in der wir glücklich sind, weil und „solang die Dinge noch keine Namen haben“ [27]). Obwohl Carossa in der Einleitung zu seinem Buch die Autorschaft verleugnen will, schildert er uns seine Kinderjahre, die er im oberbayrischen Tölz verlebt hat, wo sein Vater Arzt war. Ohne jegliches Dazutun, ja überhaupt ohne genaues Wissen, ist in diesem Lebensabschnitt die Forderung des Lebens schon erfüllt. Das Kind bildet mit seinen nächsten Angehörigen den kleinsten Ring, in dem es sich reich lebt. Nicht zu leben wagt! Denn nicht aktiv, sondern rein passiv ist es ja der Natur gegenüber eingestellt. Es lebt ganz in dem Zustand der „Naturkindschaft“, der durch „ein Zurücktreten stärkeren Selbstgefühls und ein Hervortreten ergebener und freudiger Unterordnung“ [28]) gekennzeichnet wird und sich auch auf die Familie erstreckt, diese kleinste, gefühlsmäßig erfaßte Gemeinschaft, die in der Kindheit den „Ring“ verkörpert. Die stets besorgte Mutter, die dem Kind „nach ihrer Gesinnung manches versagen mußte“ [29]), der Vater, der sich im allgemeinen wenig um die Erziehung kümmert und nur dann eingreift, wenn das Seelenleben des fantasievollen Kindes allzu seltsame Auswüchse treibt, und er, das Kind: Das ist der kleinste Ring.

So wächst der Knabe wohlbehütet heran. Er fühlt sich so sicher in der Obhut seiner Eltern, daß er bei dem ersten großen Erlebnis seiner Kindheit, dem von ihm fast unbewußt miterlebten Kometenfall, „durch die Mutter hindurch den sichern Gang der Welt spürt“ [30]). Dieses innige Verbundensein mit den Vorgängen in der Natur legt auch die Stellung des Kindes zu kleineren, aber doch eindrucksvollen Ereignissen fest. Wenn es den Kühen auf der Weide begegnete, „so versetzte ihn die Tiergegenwart immer in ein sinnlos-trauervolles Erwarten, wie er es unter Menschen nie empfand!“ [31]) Gedanken an die Eltern, an Gespielen, überhaupt

---

[27]) Ki. S. 33.
[28]) Hübener S. 261.
[29]) Ki. S. 104.
[30]) Ki. S. 8.
[31]) Ki. S. 18.

an Menschen schlechthin können diese Trauer nicht aufheben. Es ist ihm, „als wollte er im Banne der Kreatur selber nur Kreatur sein“ [32]). Dieses Gefühl, mit dem Tier eins zu sein, wird zu einem solchen Mitleid mit der unerlösten, stummen Schöpfung, daß der Knabe trotz aller Lehren und Ermahnungen, die der Vater über die im Moor vorkommenden Giftschlangen gibt, beim Anblick eines erschlagenen Tieres nur das empfindet: „Vergessen waren die gebissenen Opfer, ich sah nur die sterbende Schlange, die mit der ganzen Notwendigkeit ihres Seins zum letzten Mal aufglänzte“ [33]).

Nicht aber, daß der Dichter nun seine Kindheit als die eines verträumten und weichherzigen Knaben schilderte. Mit beiden Füßen steht das Kind auf der Erde und hat den Kopf voller Streiche, wie es sich für einen richtigen Jungen gehört, der in dem Lebensalter steht, „wo Unart noch Eigenart ist, wo die Stunden um so mehr Wesen haben, je dichter sie aus Täuschungen gewoben sind“ [34]). Auch die kindliche Grausamkeit fehlt nicht. Mit Vergnügen betrachtet das Kind die Kanüle des Kehlkopfkranken und läßt diesen armen Patienten solange die Luft durch diese „Pfeife“ blasen [35]), bis der Vater dem grausamen Spiel ein Ende bereitet. Und ist der Unsinn, den der Knabe als Knirps in der Schule treibt [36]), das Ärgern des alten Landstreichers, der hinterher wie Gott-Vater aussieht [37]), das Nachahmen der Handschrift des verstorbenen Onkels [38]) und das Scheren des schönen, neuen Schultornisters [39]) nicht ein untrügliches Zeichen für das Wesen eines echten, unverdorbenen Kindes, das mit all seinen Fehlern und Vorzügen vor uns steht?

Alles geschieht in tiefer Unschuld, wie die Natur unschuldig wirkt auch dann, wenn sie nach menschlichen Begriffen grausam ist. Aus diesem Mit-der-Natur-eins-sein erwächst auch das unmittelbare Verständnis für den Tod. Es besteht noch keine scharfe Trennung zwischen Tod und Leben. Eins gehört zum andern, eins ergänzt das andere, eins entsteht aus dem anderen. In einem schönen Bild bringt uns C a r o s s a dem Verständnis dieser Tod-Leben-Verbundenheit nahe: „Eine Stiege mit Geländern führte von der Straße zum Kirchhof hinauf, und auf diesen breiten Stufen ging das ganze Jahr ein wunderbarer, menschlicher Wandel auf und nieder. Bald war's eine festlich gekleidete Frau, die behutsam etwas Weiß-Verpupptes im Arm nach oben trug, bald ging ein Mann

---

32) Ki. S. 18.
33) Ki. S. 11.
34) Ki. S. 6.
35) Ki. S. 10.
36) Ki. S. 13.
37) Ki. S. 23.
38) Ki. S. 54.
39) Ki. S. 55.

mit einem grün bekränzten Weibe den gleichen Weg, bald wurde mit Lichtern und Rauch unter Glockengeläut ein verschlossenes, blumenüberladenes Behältnis, gefolgt von Singenden und Weinenden emporgehoben“ [40]). In diesen wenigen Sätzen ist der ganze tiefe Sinn des menschlichen Weges von Taufe, Hochzeit und Begräbnis eingefangen. Wie alles Wesentliche des Lebens sich hier im Heimatdorf des Kindes auf ein und derselben Treppe abspielt, so greifen auch im „großen“ Leben die Geschehnisse ineinander und machen in ihrer Gesamtheit den ewigen Kreislauf von Geburt, Leben und Tod aus.

Solange man noch um dieses Ineinandergreifen weiß, braucht man keine Angst vor dem Tode zu haben. Dem Kind ist sogar der Tag des Begräbnisses ein Tag besonderer Freude: „Ich riß beide Fensterflügel auf, musizierte, sang und jauchzte, soviel ich konnte, und ließ mit aller Gewalt die Perle schwingen“ [41]). Und auch der schaurige Fund des Skelettarmes, Symbol des Todes, bereitet dem Kind nur ein angenehmes Gruseln, während die Magd, die die innige Fühlung mit der Natur verloren hat, beim Anblick des Armes vor Angst und Schreck halbohnmächtig wird. Auch der Tod gehört zum Leben: Er ist „die Schattenmutter Nacht“ [42]), „die mütterliche Dämmerung, aus der doch alle echten Keime stammen“ [43]). In ihm beginnt und endet der ewige Kreislauf. Durch diese Erkenntnis sinkt auch die trennende Wand, die sich zwischen Mensch und Tier aufgerichtet hat: Das Tier wird zum brüderlichen Wesen: Es ist nicht mehr außerhalb der menschlichen Bereiche gestellt. C a r o s s a drückt es in seinem Gedicht „Heimliche Landschaft“ [44]) so aus:

„Eine silbergraue Schlange
Liegt zerbrochen starr im Staub.
Kinder knien zu ihr nieder
Decken sie mit Walnußlaub.

Und schon steigen aus dem Boden
Harte Käfer scharenweis,
Toten Leib zurückzutragen
In der Wesen heißen Kreis.“

So gehen die ersten Jahre im Leben des Kindes dahin. Die Eltern leiten es, besonders die Mutter, die als gläubige, strenge Frau vor uns steht. Sie leitet die Erziehung des Kindes, sie weist ihm die Wege, die es zu gehen hat. Heiter und lebensfroh scheint

---

[40]) Ki. S. 14/15.
[41]) Ki. S. 15.
[42]) Gedicht: „Gesang zur Sonne“ S. 29.
[43]) G i o n S. 92.
[44]) Gedicht: „Heimliche Landschaft“ S. 85.

sie nicht gewesen zu sein. Immer ist ihr Wesen gedrückt: stets leidet sie unter schlimmen Vorahnungen. Alles nimmt sie zum Anlaß, erzieherisch auf das Kind zu wirken. Früh schon hält sie es zu ernsterer Arbeit an und duldet kaum Unsinn und kindliche Dummheit. Aber hinter dieser scheinbaren Strenge strahlt doch eine tiefe und echte Liebe; sie ist sich ihrer Aufgabe als Mensch, Gattin und Mutter ganz bewußt. In ihrer etwas engen Frömmigkeit vergißt sie, (und das ist vielleicht der einzige Vorwurf, der ihr zu machen wäre), daß auch Heiterkeit und Frohsinn zum Leben gehören und oft besser und erzieherischer wirken als strenge, wenn auch gut gemeinte Worte.

Weil auch der Vater das Kind mit Sachen beschäftigt, die fast über ein kindliches Fassungsvermögen hinausgehen, ist es geistig seinen Altersgenossen bald weit voraus. Beide, den Vater und die Mutter, liebt es mit einer gewissen Scheu, nicht ganz unbefangen, besonders den Vater, dessen Art ihm erst viel später verständlich werden soll. Es weiß und fühlt, daß es in der Obhut der Eltern gut aufgehoben ist, daß „das Wort der Mutter untrüglich war“ [45]), aber: „Als ein echter, kleiner Mensch, wurde ich schnell undankbar gegen die sanften Schranken, in denen mich das Leben heranführte und freute mich, sie bald allenthalben durchbrochen zu sehen“ [46]).

Das Kind trägt also selbst zur Zerstörung des kleinsten Ringes bei, in dem es bis jetzt glücklich gelebt hat. Es will nicht mehr nur-passiv sein, sondern will selbst handeln, schaffen und formen, und das, was den Anstoß dazu gibt, ist die geheimnisvolle Gestalt des Großonkels, des Zauberers.

Jeder wird aus seiner eigenen Kindheit wissen, wie erregend und berauschend die Vorstellung eines Zauberers, und mag er in seinen Künsten noch so klein gewesen sein, auf ein kindliches Gemüt gewirkt hat! Und nun hat das Kind einen solchen Zauberer in greifbarster Nähe vor sich! Die Gestalt des Großonkels beruht auf biographischen Tatsachen, aber C a r o s s a hätte auch keine bessere als sie erfinden können, um mit ihrer Hilfe die allmähliche Loslösung des Kindes aus dem elterlichen Bannkreis zu zeigen.

Schon vorher war viel gelockert worden. Am meisten hatte die Übersiedlung nach einem fremden Ort (Kading) dazu beigetragen. Das Kind empfindet einen „leeren irren Schmerz“ und „nur langsam wuchsen alter und neuer Raum zusammmen“ [47]). Zum ersten Mal sieht es sich aus seiner Heimat herausgerissen, die

---

[45]) Ki. S. 41.
[46]) Ki. S. 66/67.
[47]) Ki. S. 33.

gerade deshalb so beglückend wirkte, weil ihr enger Raum der Aufnahmefähigkeit des Kindes entsprach. Nun fährt es in seiner völlig neuen Umgebung anfangs „durch die Zeit wie auf einem Schiff, über dessen hohen Häuserbord es nicht wegblicken konnte“ [48]). Aber schnell, wie es nur ganz jungen Menschen möglich ist, verliert sich die erste Fremdheit: „Einem Unmündigen weist niemand die Tür, und in kurzer Zeit lernte ich alle Gewerbe des Fleckens kennen“ [49]).

Das Ereignis des ersten Schuljahres lockert wiederum einen Stein in dem vorher so fest gefügten Gebilde des kleinen Familienkreises. Das Kind, bis jetzt nur mit wenig Gleichaltrigen in Berührung gekommen, sieht sich auf einmal in der großen Gemeinschaft der Schule. Nur schwer findet es sich zurecht. Grausam, wie Kinder sind, hänseln sie den Neuling, der vergeblich versucht, sich durch allerhand Kunststücke bei den Kameraden beliebt zu machen. Schnell muß er erfahren, „daß wahre Freundschaften sich auf solchem Wege nicht erwerben ließen. Gruseliges Bedauern war alles, was er erreichte“ [50]). Unerfahren im Verkehr mit andern sieht sich das Kind zudringlicher Neugier ausgesetzt, „was“, wie Carossa sagt, „weder Alte noch Junge leicht ertragen; denn während sich das niedrigste Tier als abgeschlossen und vollkommen empfinden darf, fühlen wir Menschen das ganze Leben lang, daß wir nur ein Entwurf sind, und einander sehr genau betrachten, heißt schon einander unrecht tun“ [51]). Auch jetzt läßt Carossa sich als Kind ganz kindlich handeln. Als alle Annäherungsversuche an die Mitschüler vergeblich sind und die einmal entstandene Kluft bestehen bleibt, rächt er sich auf seine Weise: „Ich sprach sie samt und sonders des Todes schuldig. Das Urteil vollzog ich noch am gleichen Tage in einem Symbol. Ich trennte für jeden meiner Beleidiger eine von jenen grausigen Gift etiketten ab und klebte sie ihm heimlich an die Haustüre, womit für mich die Sache abgetan war“ [52]). Er will den Feinden also schaden. Die Zettel sind für ihn, das Kind, also den primitiven Menschen, nur das Mittel, dem bösen Zauber zur Wirksamkeit zu verhelfen. (Siehe Hübener) [53]). Aber lang hält dieser kindliche Zorn auf die Kameraden nicht an: „Nach leicht gestillter Rachsucht stand ich mit dem Herzen wieder im Lager meiner Gegner, suchte mich ihnen immer ähnlicher zu machen und glaubte, daß mein Tag unter ihnen bald kommen werde“ [54]).

---

[48]) Ki. S. 35.
[49]) Ki. S. 37.
[50]) Ki. S. 59.
[51]) Ki. S. 57.
[52]) Ki. S. 60/61.
[53]) Hübener S. 264.
[54]) Ki. S. 61.

Diese Hoffnung wird ihm durch das Erscheinen des Großonkels genommen. Alles und jedes, was ihn vorher interessiert hat, verliert nun seinen Reiz. Selbst der Garten, bis jetzt der größte Anziehungspunkt für den Knaben, büßt an Wert ein. Allerdings war auch hier schon eine Änderung in dem Verhalten des Kindes zur Natur eingetreten. Die neuen Eindrücke, die auf es eingestürmt sind, (wie Schule und Spiele mit den neuen Gefährten,) haben es unmerklich aber sicher der Natur entfremdet: „Stark wirkte schon die Lehre von Himmel und Hölle, die frühe Unbefangenheit gegenüber den Geschöpfen war getrübt“ [55]). So traurig und bedauerlich diese Naturentfremdung an und für sich auch ist, führt sie doch zu der folgenden, humorvollen Scene: Das Kind hat von der Mutter den strengen Befehl bekommen, alles Ungeziefer zu vernichten. „War das Schädlingstum nicht unbezweifelbar, sondern bloß wahrscheinlich, so half ich mir, indem ich den Gefangenen mit strengem Wort verwarnte und hierauf, alle Verantwortung abwälzend, in den Garten des Nachbars hinüberwarf. Später verließ ich mich immer mehr auf meine Sinne und glaubte dabei höchsten Eingebungen zu folgen. Alle Tierchen, deren Erscheinung mich erfreute, besonders die zierlichen rot und grün schimmernden Käfer, ließ ich als Gott gewißlich wohlgefällige Wesen unter freundlichen Zurufen ihre Wege ziehen, verhärtete dagegen mein Herz gegen häßliche dunkle Geburten, wie Maulwurfsgrillen, Ohrenschlüpfer, Tausendfüßler, vor allem auch gegen die übermäßig rasch Laufenden, deren Eile ich als böses Gewissen ansprach“ [56]). Mit dieser Handlung ist das Kind aus dem Stadium der engen Naturverbundenheit herausgetreten. Die Naturnähe der ersten Zeit besteht nicht mehr. Die Stunden sind vorüber, in denen es mit dem „Pflanzengeist“ „spielen“ [57]) konnte. Eine unsichtbare aber starke Mauer beginnt sich zwischen ihm und der Natur aufzubauen. Nie mehr kann es „die höchste Gartenfreude“ erleben, „wenn aller Formentaumel plötzlich aufgehoben schien und nach langem, strengem Knospentum der einfache Gedanke der Rose selig vor uns aufging“ [58]). Klarheit und Unmittelbarkeit der ersten Kinderjahre verschwinden. Als Erwachsener erinnert sich der Dichter noch einmal an diese nun für immer verlorene Beglückung durch den Garten.

„Der Brunnenhof und die Kastanienhaine,
Dann öffnet sich das goldbemooste Tor;
Dahinter glimmt noch im Septemberscheine
Von Portulak ein halbverwelkter Flor.

---

55) Ki. S. 42.
56) Ki. S. 42.
57) Ki. S. 46.
58) Ki. S. 46.

Ich bin sehr oft vor jenem Beet gesessen,
Verlornes Kind bei Sonnenuntergang,
Und hab manch dumpfe Herzensangst vergessen,
Wenn ich die reifen Kapseln brach und schaute,
Wie schwarzer Samen in die Hand mir sprang,
Der dann im Lichte schaurig schnell ergraute“ [59]).

Der Zauberer bewirkt nur, daß dieser Lösungsprozeß sich weniger schmerzvoll vollzieht. Wie verhext ist das Kind. Es umtanzt den Großonkel „wie ein betrunkener Wilder“ [60]) und hält selbst einen schweren Schwächeanfall für die erregende Vorbereitung zu einer ganz groß angelegten Zauberei. Nicht eher läßt der Knabe locker, bis der Onkel eine nächtliche Sitzung anberaumt, die die Sinne des Kindes vollkommen gefangen nimmt. Tief erregt von den niegesehenen Wundern, erwacht in ihm zugleich mit dem kindlichen Nachahmungstrieb die Gewißheit, daß er es dem Onkel gleichtun könne. Mehr von einer inneren Gewalt getrieben als selbst treibende Kraft, läßt er die Leute seines Heimatdorfes zusammenrufen, um vor ihnen seine Künste zu zeigen. Alles scheint auf's beste vorbereitet. In seiner Besessenheit ist er sogar nicht davor zurückgeschreckt, die nötigen Requisiten aus dem Sterbezimmer des Onkels zu stehlen. Aber trotz des peinlich von ihm beobachteten Zeremoniells mißglückt seine Zauberei kläglich. Er glaubt, daß es an dem von ihm vergessenen Zauberwort liege, in Wirklichkeit ist es natürlich seine Unkenntnis der einzelnen Tricks und auch die Mißachtung der Regeln, mit denen jedes, auch das toteste Ding, behandelt werden will, wenn es dienstbar werden soll. Hier zeigt sich am deutlichsten seine veränderte Einstellung zur Natur: weil er den unmittelbaren Kontakt mit ihr verloren hat, will er sie zur Dienstbarkeit z w i n g e n und muß deshalb versagen. Er will nicht mehr ein Teil der Natur sein. Sie soll ihm nicht mehr gleichgestellt, sondern untergeordnet sein. Da entzieht sie ihm ihre Hilfe und läßt ihn im Stich. Das Band, das beide verknüpft, droht zu zerreißen. Im Augenblick wird ihm noch einmal durch die kleine Eva Veeders geholfen, jenes seltsam fremde, anmutige Geschöpf, das mit ein paar geschickten Schwindeleien die Situation rettet. (Die Gestalt dieser Eva und die des Großonkels haben den Dichter auch späterhin, außerhalb dieses Buches, beschäftigt. In dem „Bruchstück aus einem weltlichen Mysterium“ ‚Der alte Taschenspieler‘ kehren sie unter veränderter Gestalt wieder).

Mit kindlicher Leichtigkeit wird dieser Mißerfolg seines ersten öffentlichen Auftretens überwunden. „Der treue Sinn der

[59]) Gedicht: „Im Elterngarten“ S. 32.
[60]) Ki. S. 66.

Untreue“ [61]) macht sich bemerkbar. Auf der ständigen Suche nach der Ausdrucksmöglichkeit, die alle Wünsche seines drängenden Geistes befriedigt, will der Knabe den schmerzlichen Verlust der kindlichen Unbefangenheit vergessen. In der Einleitung zu diesem Buch spricht der Dichter ausführlicher davon: „Wir glauben an den immer werdenden, immer sich erbauenden, immer erscheinenden Geist. Er schlüpft in manches Gespinst und belebt es nach seiner eigenen Figur, um unbeirrt eine Strecke zu wachsen. Ist dies geschehen, ist der neue Stand erreicht, so zieht er sich aus dem Sinnbilde seiner letzten Entwicklung zurück, zerstört es wohl auch und verwandelt sich in das nächste“ [62]).

Genau denselben Weg durchläuft das Kind: Der Reiz des Zauberns läßt allmählich nach. Auch die dazugehörigen Gegenstände: Stab, Mantel, Hut und Becher verlieren ihre geheimnisvolle Anziehungskraft; sie werden alltäglich. Und als das Kind in dem Versuch, doch in den Kreis der Mitschüler als gleichwertig aufgenommen zu werden, ein Wettrennen veranstaltet, schneidet es die Stücke für die zum Preis bestimmten Fahnen aus dem — Zaubermantel! Als das Rennen nach vielen Vorbereitungen und Zwischenfällen stattfindet und in einer allgemeinen Schmauserei sein Ende und seinen Höhepunkt erreicht, scheint das Ziel seines kindlichen Strebens nahe. Die Kameraden, begeistert von der Veranstaltung, öffnen ihm ihr Herz. Als anerkanntes und hochgeachtetes Glied ihrer Gemeinschaft ist er ihnen willkommen — da lehnt er ab. „Während ich nahe daran war, unter den Kameraden endlich zu wahrem Ansehen zu gelangen, begann ich mich für immer von ihnen zu entfernen“ [63]). Wieder macht sich „der treue Sinn der Untreue“ bemerkbar, nur diesmal schneller als beim Zaubern. Rasch ist er des Spiels überdrüssig geworden, und sogar Eva, die mitgelaufen ist, um für ihn die schönste Fahne zu erringen, „war mir nicht sofort verständlich, als sie mich plötzlich beiseite zog, mir die schöne Fahne in Weiß und Blau zusteckte und leidenschaftlich sagte: „Da hast Du sie! Gib sie ja nicht mehr her“ [64]).

Durch das Erleben der geheimnisvollen und für das Kind unerklärlichen Vorgänge beim Zaubern ist es erst recht aus seiner ruhigen Bahn herausgerissen worden, die es bis jetzt unter der Führung der Eltern gegangen war. In seinem bereits erschütterten Verhältnis zur Natur vollends gestört und unsicher geworden, findet es keinen Halt mehr und versucht manches, um die so oft

---

[61]) Ki. S. 113.
[62]) Ki. S. 6 u. 113.
[63]) Ki. S. 112.
[64]) Ki. S. 112.

als drückend empfundene und nun wieder ersehnte Stütze des einfachen Kindseins zu finden. Erschreckt und verschüchtert von all dem neuen, das auf ihn eindringt, versucht der Knabe, sich wieder auf sich selbst zurückzuziehen und mit dem zu beschäftigen, was ihm gemäß ist: Es ist Weihnachtszeit, und was liegt für ein Kind gläubiger Eltern näher, als sich in der Darstellung einer Weihnachtskrippe zu versuchen? Vorbereitet war dieser Plan schon lang, schon durch das Erlebnis der ersten Beichte. Das Wettrennen hat die Ausführung des Vorhabens nur verzögert.

Wie in allem so ist auch im religiösen Empfinden des Knaben die strenggläubige Mutter zunächst ausschlaggebend. Für sie ist Gott der strafende Herr des Alten Testamentes. Diesen Glauben hat das Kind zuerst auch: „Sünder, das war mir durch seinen bloßen Klang ein furchtbares, ein feierliches Wort; wo es erklang, war meistens auch der Name Gott nicht fern“ [65]). Mit guten Werken will die Mutter dem Höchsten dienen und sich ihr Heil erringen. Aber dem Knaben wird die Richtung auf ein bestimmtes, frommes Ziel bald fremd. Er fühlt wohl, daß etwas in der Welt besteht, das uns führt und leitet, aber einen Namen weiß er diesem hohen Wesen nicht zu geben. Er grübelt auch nicht; dazu ist er noch zu sehr Kind. Er urteilt nur nach dem Gefühl, und das sagt ihm, daß der Sinn des Göttlichen sich nicht in kirchlichen Festen und Riten erschöpft. „Mit dem fast schmerzhaften Prunk einer Zeit, welche ihres Glaubens nicht mehr sicher ist, wurde dieses Fest (die Prozession) begangen; es berauschte die Seele, ohne sie zu befruchten, wie es Oster- und Pfingstfest vermochten, bei denen die ganze Gott-Natur mitfeierte“ [66]). Dann erst, wenn diese ganze Gott-Natur mitfeiert, gewinnen die kirchlichen Formen, denen das Kind sich gern unterwirft, Sinn und werden „zum schönsten, innigsten, gültigsten Bestand unserer Kindheit“ [67]). Gott-Natur, das ist es, wonach das Kind und durch es der Dichter streben. Jenes Gefühl tiefer, ‚mütterlicher‘ Geborgenheit in der Natur, jenes untrügliche Wissen um den sinnvoll geleiteten Zusammenhang aller Wesen, der durch nichts gestört werden kann und an nichts gebunden ist: „Auch dieses (das Göttliche) ist ja nicht immer fest verhaftet, weder an Tempel noch Namen; oft schwimmt es als ein Hauch zwischen Liebenden und Hassenden, und die verworrenste Stunde kann es anziehen wie den Blitz“ [68]).

So war es dem Knaben in der Beichte ergangen. Anfangs auch an diese für das Leben eines Kindes bedeutsame Handlung

---

[65]) Ki. S. 21/22.
[66]) Ki. S. 37.
[67]) Verw. S. 200.
[68]) Ki. S. 93.

herangehend wie an ein unterhaltsames Spiel, bei dem die Vorbereitungen noch schöner sind als die Ausführung, wird ihm in seiner Verspieltheit die Gestalt des jungen Beichtpriesters zum Medium, den Blitz des Göttlichen auf sich herabzulenken: „Selig stand ich in glühender Mitte des Symbols“ [69]). Als der junge Priester den Ort verläßt, verliert der Knabe die Freude an der Beichte, auch in der gerechtfertigten Vorausahnung, „daß mich der Strahl der Gnade nicht ein zweitesmal so mächtig treffen würde“ [70]).

Der oft unterbrochene Krippenbau findet seinen endgültigen Abschluß, als die lang aufgespeicherte Spannung zwischen dem Knaben und einem älteren Mitschüler zur Entladung kommt. Wieder ist der Zorn des Kindes rasch verflogen: „Mich lähmte etwas von innen heraus, eine seltsame Traurigkeit, aus welcher nach und nach eine Art Sympathie für den Gegner aufstieg, der unendlich blaß und leidend aussah“ [71]). Auch die Rache, zu der Eva, die etwas von dem Konkurrenzneid der beiden Jungen um sie fühlen mag, ihn getrieben hat, ist zwar nicht böse gemeint, aber sie wirkt doch durch die Art der Ausführung schlimm auf den epileptisch veranlagten Kameraden, der bei dem Anblick des Skelettarmes in Krämpfe fällt.

Durch diesen folgenschweren Leichtsinn erfährt der engste Kreis um Vater, Mutter und Kind seine stärkste Erschütterung. „Die grausame Weisheit des Vaters, der es für genug Züchtigung halten mochte, wenn man mich meinen eigenen Gedanken überließ“ [72]), führt auch hier zu Klärung und Läuterung, wenn sie im ersten Augenblick auch hart erscheinen mag.

Bezeichnend ist hier schon die Überschrift des betreffenden Kapitels „Lichtspendung“. Mitten in seiner Verstocktheit findet der Knabe den Weg zur freiwilligen Buße; denn als er die Laterne an der Bahre des ermordeten Weibes hochhält und nur mit aller Anstrengung dem Ohnmächtigwerden entgeht, dem vor ihm schon zwei starke Männer zum Opfer gefallen sind, hat er seinen Leichtsinn völlig entgolten: Die „Lichtspendung“ geschieht nicht nur äußerlich, sondern auch im Innern des Knaben, der zur Einsicht seiner Schuld kommt. Nach außenhin folgt zwar die Krankheit, innerlich aber die Heilung. Als das fiebernde Kind in der Nacht aufwacht, „da stand am Bette der Vater mit einer Lampe, neben ihm die Mutter, beide betrachteten mich aufmerksam“ [73]): Der kleinste Ring ist für einmal wieder geschlossen.

---

[69]) Ki. S. 91.
[70]) Ki. S. 92.
[71]) Ki. S. 123.
[72]) Ki. S. 132.
[73]) Ki. S. 139.

Noch einem anderen Zwecke dient das Kapitel. Es veranschaulicht durch das Bild der ausbrechenden Krankheit die allmähliche Loslösung vom Land der Kindheit, denn anders wird der Knabe aus ihr hervorgehn: „Wie vor Föhnwetter die Luft auf einmal sehr durchsichtig wird und alle Dinge sich verdeutlichen, so hebt uns öfters das Nahen einer Krankheit in eine übermäßig reine, für jeden Glanz und jeden Schatten des Lebens unendlich reizbare Stimmung“ [74]). Nur an diesem Übersichtspunkt seines Lebens kann der Knabe reif werden für die Tat, die ihn für alle begangenen Streiche entsühnt. Wie die Krankheit den Körper des Knaben innerlich umwandelt und anderen Lebensbezirken zuführt, so leiten auch äußerlich die letzten Kapitel der „Kindheit“ zu den „Verwandlungen einer Jugend“ über; durch die Krankheit wird das nur stärker betont. Endgültig löst sich das Kind aus dem bisher Gewohnten. Das Fieber ist die Glut, aus der es anders: reifer und härter hervorgeht: „Erste Krankheitszeiten! Wo unter Schmerzen das Wachstum geschieht, wo sich im Schutz des Benommenseins die Sinne wölben, wo zuweilen durch Schweiß und Schwäche die Zukunft wetterleuchtet und die Seele zweifelnd harrt, bald auf Erscheinungen, bald auf heiligende Rufe“ [75]). Alles wird anders. Die Natur, die bis jetzt die Schritte des Kindes lenkte, stellt nun den Jüngling auf sich selbst, um zu erproben, ob seine Bindungen mit ihr fest und widerstandsfähig sind. Aber mit der Führung übergibt sie ihm auch die Verantwortung: „Eine bedeutungsvolle Stille wird um uns geschaffen, jede Stimme hat einen neuen Nachhall, die Uhr tickt härter und schneller als sonst, jeder Schrank, jeder Tisch verliert sein Zufälliges, und Röckchen und Hose, die neben uns über dem Stuhl hängen, nehmen, sobald es dämmert, auf eine rührende Weise unsere eigene Haltung an“ [76]).

Also erst, „sobald es dämmert“, im Halbdunkel, Halbbewußtsein darf sich die Trennung vom Bisherigen vollziehen, damit sie nicht zu schmerzlich wird. Die Vergangenheit — das ist das All; die Zukunft, das Neue — das ist das Nichts, das C a r o s s a meint, wenn er sagt: „So fand sich die fiebergelockerte Seele zwischen All und Nichts wunderbar hin- und hergespült“ [77]). Sehr zart schildert C a r o s s a diese jugendliche Krisenzeit; mit aller Feinheit beschreibt er die ersten Regungen des erwachenden Geschlechts, ohne jedoch unklar zu bleiben oder lüstern geheimnisvoll zu werden. „Keine Sehnsucht ist dem Ursprung näher, keine gefährdeter, als die des unerfahrenen, mit seinem Geschlechte noch unbekannten Kindes, das, genesungstrunken, von

---

[74]) Ki. S. 132.
[75]) Ki. S. 140.
[76]) Ki. S. 140.
[77]) Ki. S. 143.

seinesgleichen abgesondert, in seinem Bette wacht. Es kann nicht wie die gesunden Gespielen seine kommende Kraft überlärmen und übertoben; es kann sie nicht wie die Erwachsenen in eine Tat umsetzen oder in Umarmungen ausgießen; es muß sie fühlen und tragen in ihrer ganzen göttlichen Unverwendbarkeit, muß mit ihr wachsen oder an ihr zerbrechen“ [78]). In diesem Kampf ist es für den Knaben ein Trost, daß jedes Kind dasselbe durchmachen muß. Auch Eva ist anders geworden. Nicht nur äußerlich hat sie sich verändert, („bleich, groß, weibhaft“) [79]) sondern auch ihre Wünsche, also ein Teil ihres Innern ist anders geworden: „Als Kind hatte ich manchmal die Sehnsucht, ein weißes Pferd zu sein. Später wünschte ich mir, auf einem zu reiten. Jetzt aber will ich tanzen“ [80]). Wie der Knabe ist sie allmählich aus dem passiven Zustand (Tier-sein) in den aktiven (tanzen) geführt worden, auch sie, dem „treuen Sinn der Untreue“ gemäß, der bei dem Knaben noch einmal in der Vernachlässigung des Krippchens seinen Ausdruck findet. Jetzt wird für ihn das Schwert, gegen das er die Krippe eintauscht, zum Symbol des kommenden, neuen Lebens, „das selber sehr weit und geistig zu werden versprach“ [81]).

Seine Stellung zu Eva ist auch eine andere geworden; bis jetzt nur Gespielin, wird sie nun zum verehrten Gegenstand erster Liebe. Aber so scheu und schüchtern geht das vor sich, daß selbst die wachsame Mutter nichts merkt. Und doch ist das Spiel mit dem Verbandwechseln allmählich Ausdruck innigster Zuneigung. „Eine große, vielleicht ewige Trennung stand uns bevor; niemand sprach davon, aber die Luft um uns war voll von diesem Unabwendbaren, und unwillkürlich begegnete man sich anders als sonst, gedachte auch manches törichten Unrechts, das man einander angetan . . . Wenn wir uns also nun wechselseitig mit immer neuen, dem Vater entwendeten Gazestreifen bald eine Hand, bald einen Fuß, bald Stirn und Augen weiß umbanden, so hatte das jedesmal einen besonderen sehr innigen Sinn von Buße, Verzeihung, Hingabe. Mir war schließlich der ganze Tag nur noch eine Vorfreude auf dieses schweigsame, in Form eines Verbandkursus ablaufende Zwiegespräch, in welchem wir uns immer Größeres zu sagen suchten“ [82]). Selbst den ehemaligen Schulkameraden sieht der Knabe nun mit anderen Augen an. „Wie er so ruhig und gegenständlich redete, war er wirklich ein verwandeltes Wesen“ [83]).

---

[78]) Ki. S. 143.
[79]) Ki. S. 145.
[80]) Ki. S. 146.
[81]) Ki. S. 147.
[82]) Ki. S. 153/54.
[83]) Ki. S. 157.

Vor den Beginn der „Verwandlungen“ hat der Dichter an das Ende der „Kindheit“ das schöne Symbol der Propyläen gesetzt, des Säulentores, durch das der Weg ins Heiligtum führt. Gemeint ist das Heiligtum der Jugend, an dessen Eingang viele achtlos vorbeigehen, weil sie vergessen haben, daß göttliches Gebiet dahinter liegt.

Noch in einem letzten Gleichnis läßt der Dichter sich von seiner Kindheit Abschied nehmen: Er wirft Mandelsterne, Nüsse, Hagebutten und einen Ring Evas gleichsam als Symbol kindlichen Besitzes in die schlangenkopfartig verzogene Krone einer Weide und macht sich dadurch von aller unnötigen Belastung frei und bereit, in das Land der Jugend einzutreten. Wie es dem Menschen unmöglich ist, das Land der Kindheit wieder aufzusuchen, so verläßt auch der Knabe die Weide, „mit einem traumhaften Vorsatz, nie wieder zurückzukehren“ [84]).

Die erste Stufe des Lebens ist abgeschlossen und liegt offen vor dem Blick des Dichters. Äußerlich geschah wenig. Aber gerade das ist ja das Besondere an der Kindheit, daß aus dem völligen Einssein mit allen Erscheinungen der Natur kein Konfliktstoff entstehen kann, der das innige Verhältnis zu trüben imstande wäre. Erst als im Kind selbst Spannungen entstehen, die es zu sehr beanspruchen, als daß es sich mit fremden Bereichen, mit denen es in Berührung kam, (Schule, Kameraden, usw.,) auseinandersetzen könnte, öffnet sich eine Kluft, die umso größer wird, je mehr das Kind aus seiner zwecklosen Sphäre herausgerissen wird, in der es im „kleinsten Ringe“ des Elternhauses leben durfte. Die Lockerung der Naturverbindung bedingt auch eine Lockerung des „kleinsten Ringes“. „Was man Individuum nennt: Hier ist es wirklich ein Unteilbares, Gegebenes. Kind und Seele machen eine dinglich geistig-sinnliche Einheit aus. Langsam sondern und entfalten sich dann erst die Teile, Beziehungen festigen oder verlieren sich, die anfänglich im Kleinen unendliche Ganzheit spaltet sich, Bewußtsein vereinzelt, nennt, lehnt ab oder zieht an und ‚Bildung‘ wirkt in ihrer Weise grausam, macht im Gewinn verlieren“ [85]).

In eine völlig veränderte Lage muß das Kind sich schicken, als es auch aus dem Schutz der Eltern herausgenommen wird und sich in eine fremde Stadt versetzt sieht.

---

[84]) Ki. S. 166.
[85]) Stoeßl: „Zeitwende“ Jhrg. 6, Heft 2.

3. KAPITEL.

Mit dem Beginn der „Verwandlungen" tritt der Knabe in einen ganz neuen, erweiterten Lebensraum ein. Er lebt nun in einem Konvikt der Stadt Landshut. Nach anfänglicher Befangenheit findet er sich schnell in dem neuen Bereich zurecht. Als er noch einen kleinen, aber täglich auszuführenden Auftrag von einem älteren Mitschüler bekommt, scheint alles in bester Ordnung: „Schon stand ich nicht mehr völlig sinnlos in der bedeutenden Körperschaft" [86]). Die Unzahl der neuen Eindrücke, die ihn nicht zur Besinnung kommen lassen, unterdrücken zunächst noch jedes Heimwehgefühl. Aber als er erfahren muß, daß in dem neuen Lebensbereich die alten Werte der Heimat nicht mehr gelten, die ihn stark und widerstandsfähig machten, bricht es mit umso stärkerer Gewalt aus und „tötet im Innern herum" [87]). All das, was ihm zuhause etwas bedeutete, verliert hier vollkommen sein Gewicht, weil der neue Kreis eigene, fremde Interessen hat. Diese Tatsache zu überwinden und zu verstehen, kostet die meiste Anstrengung. Es bereitet den größten Schmerz, als er sich nun auch mit den letzten Fasern aus dem Mutterboden der Heimat lösen muß. Noch einmal bricht da, als er sich allein sieht, das Kind in ihm durch. Das kleine Teufelchen aus der Weihnachtskrippe und der noch von der Mutter gebackene Kuchen werden zum Trost in seiner Verlassenheit. „Da erst, schon austrocknend, wurde mir der Kuchen heiliges Brot und einzige tägliche Beglückung. Die Mutter selbst schien, im Schranke stehend, ihn darzureichen, und jede andere Speise ward unschmackhaft neben ihm" [88]). Von dem Teufelchen läßt er sich in einem langen Gespräch bedauern: „Und nun ist es Dir nicht viel besser gegangen als mir; sie haben Dich herausgenommen aus dem Zimmer, wo Du so schöne Sachen bautest, und Dich noch dazu unter fremde Menschen verbannt, denen Du mich wahrscheinlich nicht einmal zeigen darfst. Alle sind sie zurückgeblieben, der Vater, die Mutter, sogar das verwegene Mädchen, dem Du frohlockend mich zeigtest in meiner

---

[86]) Verw. S. 14.
[87]) Verw. S. 18.
[88]) Verw. S. 20.

Vollendung. Sie bringen es über das Herz, ohne Dich weiterzuleben, die Unbegreiflichen“ [89]). Diese Selbsttäuschung und Selbstbemitleidung ist schon der erste Schritt zur Heilung: Eine letzte symbolische Trennung ist es, wenn das Kind nach langer Überlegung das letzte Stück Kuchen dem Hund Barry gibt, in dem es „von Anfang an den guten Geist des düsteren Hauses erkannt hatte“ [90]). Der Hund ist das einzige Stück der Natur, mit dem der Knabe für lange Zeit in Berührung kommt. Er leidet unter der Absonderung von der Natur. Lustlos tut er kaum noch seine Pflicht, bis es ihm in der Stunde, in der er nachsitzen muß, zum Bewußtsein kommt, wie tief er ins „Unzureichende“ [91]) geraten ist. Diese Strafstunde wird der Anlaß, daß der Knabe sich wieder auf sich selbst besinnt und das ihm Gemäße leistet, das von ihm gefordert werden kann. Aber erst später wird ihm das bewußt: „Ja, wie eine Begegnung mit himmlischen Stimmen erschien mir nach Jahren jene Strafstunde, in der ich mich zum ersten Mal wieder als ein freies, zum Werden berechtigtes Wesen empfand“ [92]). Jetzt hat er noch nicht seine endgültige Form gefunden: „Ich glänzte durchsichtig, wenn ich allein war, schillerte hell in der Unterhaltung mit manchen Kameraden und wurde in der Nähe gewisser Lehrer und Schüler tiefschwarz“ [93]).

Die Unterbrechung, die das Verhältnis des Kindes zur Natur erfahren hat, macht sich jetzt besonders bemerkbar. Die Ruhe, den Halt in sich selbst hat der Knabe verloren, und nun sucht er bei jedem eine Stütze, der ihm reifer oder auch nur älter erscheint. Er ist noch zu jung, um nicht einer Anlehnung zu bedürfen. Er empfindet selbst, daß das Leben in der Schule die Fühlungnahme mit der Natur nicht wiederherstellen kann. Für ihn sind die Tage im Konvikt „gerinnende Zeiten des Einerleis, wo wir gar keinen Zusammenhang mit flutenden Kreisen des Lebens mehr fühlen“ [94]). Besonders ein Lehrer wird „nach und nach zur Verkörperung des traurigen entfärbten Daseins“ [95]). Da wird in dem Knaben der Wunsch wach, diesen toten, unfruchtbaren Stunden ein Ende zu bereiten, komme, was da wolle: „Die Seele will das ganz verstummte Leben zwingen, daß es ein Zeichen gebe, daß es die Verbindung mit ihr wieder aufnehme“ [96]). Aber weil er etwas erzwingen will, was nur Geschenk sein kann,

---

89) Verw. S. 22.
90) Verw. S. 20.
91) Verw. S. 28.
92) Verw. S. 24.
93) Verw. S. 34.
94) Verw. S. 36.
95) Verw. S. 36.
96) Verw. S. 37.

schlagen seine Versuche auch fehl. So sind es auch die verkehrtesten Mittel mit denen er die Liebe und das Verständnis der Lehrer erringen will. Die Folge ist, daß man ihn als das schwarze Schaf der Klasse ansieht.

Die seelische Verfassung des Knaben scheint auf ihrem tiefsten Punkt angekommen. Nach außen hin muß er durch sein Verhalten roh, bösartig und verstockt erscheinen, während er innerlich völlig zerrissen ist und ungeheuer unter dem Verlust der stärkenden Hilfskräfte der Natur leidet. Seine Mitschüler haben das nicht in diesem Maße durchzumachen; die meisten von ihnen haben als Stadtkinder von vorneherein nie in dieser engen Naturverbindung gestanden wie er, der tagaus, tagein in völliger Vertrautheit mit ihr lebte, „in sorglosem Verkehr mit allem, was lief und kroch“ [97]). Äußerlich trennen ihn die Stadt und die Schule, innerlich aber, und hier weit stärker, die drängenden und gärenden Kräfte des Wachsens und Reifens von dem unmittelbaren Einfluß der Natur. Der Knabe findet nicht die Stille mehr, um sich in seiner Stellung zur Um- und Mitwelt klar zu werden: Sein Inneres ist der Schauplatz heftiger, widerstreitendster Gefühle geworden. Aus der unbedingten Naturnähe ist Naturentfremdung geworden, bis später das jetzt noch teilweise haltende Band zerreißt und Angst vor der Natur daraus erwächst. Das, was ihm bis jetzt in der Natur begegnet war, konnte er bewältigen, weil er es verstand. Es war das Kleine, das er liebte. Doch vor der ihm unverständlichen Umwälzung in seinem Körper erschrickt er wie vor etwas Ungeheurem.

Von tiefstem Einfluß auf den beunruhigten Knaben wird das Wesen des neuen Leiters der Anstalt, dessen „grauer Blick“ beim Lächeln „blau von Seele“ wurde [98]). Durch ihn wird der rauhe Ton, der bis jetzt in der Anstalt herrschte, gemildert. Er hat die rechte Art, Führer in einer Gemeinschaft, im großen Kreis der Schule zu sein. „Immer wußte er uns weise von uns selbst hinwegzuführen und statt, wie manche seiner Kollegen, die Phantasie zu befeinden, suchte er sie schön zu beschäftigen“ [99]). Allen unterirdischen Gegenströmungen der älteren, an andere Art gewöhnten Schüler weiß er in entwaffnender Weise zu begegnen. Er erreicht es sogar, Interesse für den Unterricht im Blumenmalen zu wecken; auch der Knabe nimmt anfangs begeistert an den Malstunden teil, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß sich auf diesem Umweg der Kontakt mit der Natur wiederherstellen ließe. Doch schon nach kurzer Zeit verläßt auch ihn die Anteilnahme an dem etwas

---

[97]) Ki. S. 10.
[98]) Verw. S. 49.
[99]) Verw. S. 50.

langweiligen Unterricht, der doch nur Ersatz bleiben kann. Mehr aus innerem Anstand als wirklichem Interesse nimmt er als einziger an der letzten Stunde teil. Beruhigend hatte bis jetzt zwar auch die Beschäftigung mit den Blumenvorlagen auf sein zerrissenes Inneres gewirkt, aber als ihm die Aufgabe mißglückt, eine Blume zu zeichnen, die im Garten der Mutter wuchs und der Lehrerin unbekannt ist, „mangelte mir jetzt ganz und gar die Ehrlichkeit des Neunjährigen, der seine mißglückten Köpfchen mit wütendem Entschluß zu Boden geschmettert hatte; der Ehrgeiz, etwas vorzuzeigen, übertönte das Gewissen“ [100]). Als die Lehrerin ungläubig das Machwerk des Knaben betrachtet, der es entrüstet als echt und naturgetreu hingestellt wissen will, weiß sie ihn dadurch zu beschämen, daß sie das wahre Bild der Blume, das ihrer Hand durch die eigentümliche magische Strahlung des Direktors doch noch gelungen ist, ihm zur Erinnerung schenkt. Wieder will der Knabe die Natur zur Hilfeleistung zwingen und, als sie sich ihm deshalb versagt, ihr durch die Ausführung einer „mit allerlei Schnörkelchen und Sternchen“ verzierten, unwahren „Halbgestalt“ trotzen [101]).

Der einzige, der unter den vielen Mitschülern den Knaben versteht, ist Hugo, der etwas verwachsene Schüler einer höheren Klasse. Fast hat der Knabe in den Sommermonaten die gärenden Kräfte seines Innern übertäubt. Die Beschäftigung im Freien nimmt ihn ganz in Anspruch, und wenn auch für kurze Zeit eine seltsame Leidenschaft für die unbekannte Schwester Hugos ihn beherrscht, so wird auch das bald unterhaltsame Beschäftigung und Anregung zu feurigen Debatten.

Eine Trübung seines Jungseins erfährt der Knabe durch das Erscheinen eines neuen Direktors, der mit strengen Maßnahmen die ihm ungezogen erscheinende Schülerschar zur Ordnung bringen will. Dem Knaben passiert eine an und für sich harmlose Sache, die in der Verknüpfung der Umstände jedoch schwer auf ihm lastet. Die Natur, die erkennt, daß er sich zu verlieren droht, greift ein. Aber erst später, als C a r o s s a auf den Werdegang seines Ichs zurückblickt, versteht er das Vorhaben der Natur, die ihn zurechtweisen wollte. „Das tief Beharrende in unserm Leben, aus dem alles Werden kommt, hat für jede Seele eine eigene Form, aufzubauen und abzutragen. Mich schien es zeitweise völlig zu vergessen, bis ich mir in Leichtsinn und Verstiegenheit nahezu abhanden kam; dann spielte es mir plötzlich ein erschreckendes Zeichen in die Hand, ließ mir aber selten Zeit zur Besinnung, sondern erweckte mir ein Unheil nach dem andern, bis ich mich

100) Verw. S. 55.
101) Verw. S. 55.

wieder auf mein Maß zusammenzog“ [102]). Der Knabe, ganz seinen inneren Gewalten preisgegeben, verliert den Sinn für das, was ihm zusteht, und gerät wieder ins „Unzureichende“, bis ihm die Natur Halt gebietet und kein Mittel scheut, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, auch wenn sie sich der Kräfte bedienen muß, die sie selbst geweckt hat: Durch seine Stellung zu einem bildhübschen Mitschüler gerät der Knabe bei seinen Lehrern in ein schiefes Licht. Die Karnevalszeit begünstigt die schwärmerische, ganz körperlose Liebe zu dem Knaben. Als er aber noch in der Nacht nur wenige Schritte von dem schönen Knaben entfernt, auf demselben Flur, dichtend von einem Lehrer entdeckt wird, ist der Stab über ihn gebrochen. Die Vernehmung durch einen Kandidaten, der nichts von der seelischen Verfassung eines reifenden Knaben mehr weiß, macht das häßlich und gemein, was vorher schön und beglückend war. Denn jetzt hat der Knabe den gefunden, von dem er als Kind träumte: „Und auf einmal sehnt sich der Knabe nach einer Gestalt, vielleicht nach einem Gefährten, vielleicht nach einem Führer oder Verführer; weder Weib noch Mann schwebt ihm dabei vor, doch muß es ein Wesen sein, das ihm ein unvergleichlich mächtigeres Leben auftut als das bisher gelebte, und er ist bereit, große Leiden dafür auf sich zu nehmen“ [103]).

Trimming, so heißt der betreffende Schüler, erscheint ihm als dies höhere Wesen. Die karnevalistische Verkleidung hebt das Aussehen ungemein, und auch sein Betragen scheint eine feinere Art zu verraten als die der anderen. „Jener erste Schlag (mit der Narrenpritsche) war heilige Verwundung gewesen, ein neues Organ der Seele war unter ihm aufgesprungen“ [104]). Der Kandidat nun, der die Untersuchung leitet, „wußte nicht einmal, daß in der Jugend, und nicht nur in der Jugend, ein sehr seelenhafter Zustand vorkommt, wo uns ein geliebter Mensch durch sein bloßes Dasein verzaubert, wo wir garnicht wünschen, daß er sogleich seine heilige Fremdheit verliere. Wer eine neue Einweihung seines Wesens erfährt, der denkt nicht sofort an Betastung und Kuß“ [105]). Mit immerwährenden Fragen will er aus dem Knaben herausholen, was garnicht vorhanden ist. Er, der Erwachsene, hat das richtige Maß in der Behandlung der Jugend verloren. Diese, noch fähig, schnell mit der Natur in Verbindung zu treten, „schäumt über von jedem Trieb der Erde und ist doch Geist und Feuer“ [106]). Dem Erwachsenen ist der unmittelbare Zugang zu den Kräften der Natur verbaut, und deshalb ist er auch verständnislos und miß-

---

[102]) Verw. S. 74.
[103]) Ki. S. 144.
[104]) Verw. S. 91.
[105]) Verw. S. 105.
[106]) Verw. S. 105.

trauisch, wenn er einmal der reinen Natur gegenüberzutreten hat. Das einfache Da-Sein der Dinge und ihrer Erscheinungsformen kennt noch keine sittlichen Gebote. „In der Jugend ist ja manches noch flüssig oder gasförmig, was bereits nach fester Gestalt aussieht, und wer da sehr kräftig zupacken will, tappt oft ins Bewußtlose“ [107]). Ohne auch nur im geringsten auf die seelischen Zusammenhänge einzugehen, ist der Kandidat, in dem der Knabe „die tiefe Gegnerschaft des Unbegreiflichen“ erkennt [108]), nur darauf aus, den Knaben zu einem Geständnis zu bringen, das Trimming unbegreiflicherweise schon gemacht hat. Diesem Unbegreiflichen, Naturentfremdeten gegenüber fühlt der Knabe sich ausgeliefert. Von den tragenden Kräften der Natur geschieden, allein auf sich gestellt, muß er versagen: „Und auf einmal konnte ich mich selbst nicht mehr für schuldlos halten“ [109]). Er wird unsicher! „Daß es eine große Traurigkeit gibt, eine gegenstandslose, die öfters Menschen aus dem Leben treibt, dies wissen wir — warum sollte es nicht auch ein immanentes Schuldgefühl geben? Vielleicht ist niemand frei davon; denn vermutlich haben wir alle zu jeglicher Sünde den Keim in uns, und bei mancher Seele bedarf es nicht viel, um die latente Empfindung akut zu machen.“ Bei dem Knaben ist es die maschinenkalte Art des Kandidaten, die ihn zermürbt, und mehr aus Müdigkeit, Gefälligkeit und Gequältheit gibt er das zu, was nie gewesen ist. Im ersten Zusammenprall mit dem dunklen Element der Natur-Fremdheit hat der Knabe versagt, denn zu sehr ist er über seine eigenen Grenzen hinausgegangen, als daß er den feindlichen Mächten auf die Dauer hätte standhalten können. Er hat sich über die Natur stellen wollen und muß nun dafür büßen. Der Spalt zwischen ihm und der Natur vergrößert sich: Als er Barry, den Hund, vor dem Ofen schlafen sieht, reizt ihn plötzlich die stumme Kreatur so, daß er sie schlägt und tritt. Er versteht den „zwecklosen Hund“ [110]) nicht mehr, nachdem er einmal mit den Dingen des Zweck-Bewußten in Berührung gekommen ist. Vielleicht spielt auch eine Art Neid auf das sich stets selbst treu bleibende Tier mit, eine Wut auf sich selbst, versagt zu haben, eine jungenhaft sich äußernde Trauer um Verlorenes.

Die Nacht und ein Traum, in dem das „liebreich Deutende des Lebens“ [111]) wieder Eingang findet, beruhigen ihn so, daß er froh, weil im Tiefsten unschuldig, die Nachricht entgegennimmt, daß er schon jetzt nachhause fahren könne, weil man sich überzeugt habe, „daß körperlich wie seelisch manches bei mir nicht in

---

[107]) Verw. S. 97.
[108]) Verw. S. 101.
[109]) Verw. S. 104.
[110]) Verw. S. 109.
[111]) Verw. S. 110.

Ordnung sei“ [112]). Der erste Schritt in das Leben ist mißlungen. Nicht im geringsten ist es dem Knaben geglückt, sich auf der neuen Ebene seines Daseins zurechtzufinden. Außer Hugo hat er keinen Freund gefunden, und über den vielen neuen Eindrücken hat er den Weg verloren. In der beruhigenden Atmosphäre des Elternhauses wird ihm das mit einem Male klar: „In diesen Räumen atmete noch die kindliche Wahrheit, hier war ewige Wohnung der Seele, von hier betrachtet wurde jede außerhalb verbrachte Stunde zur Versäumnis“ [113]).

Dankbar begibt er sich wieder zurück in den elterlichen Schutz, in die Geborgenheit des kleinen Ringes, der durch die Geburt eines Schwesterchens nach außen hin eine Erweiterung erfahren hat. „Durchaus unverändert zeigte sich der Vater“ [114]), aber über der Mutter lag „ein ferner Schatten von Niedergeschlagenheit“ [115]). Sie leidet unter dem Verdacht, der auf ihrem Kinde ruht. „Ihr lag soviel an der Meinung der Menschen; das leiseste Gefühl fremder Feindschaft konnte sie betrüben“ [116]). Sie ist in dem elterlichen Ringe der geführte Teil, sie braucht die Stütze ihres Mannes. Sie ist noch nicht genug in sich selbst gefestigt, um nicht auf die Ansichten anderer hören zu müssen, trotz aller Liebe und Frömmigkeit.

Jetzt, in seiner Krise, ist der Knabe zum ersten Mal empfänglich für das Wesen des bis jetzt ihm ziemlich fremd gebliebenen Vaters. Auf die Stimmen der Welt gibt dieser nichts. Kirchenfromm ist er nicht. Seine Frömmigkeit ist eine andere! Sein Arztsein ist ihm göttlicher Dienst und göttliche Berufung. Hierin geht er vollkommen auf, „so selbstlos und ganz dem Leiden zugewandt, so erfinderisch und glücklich, daß er doch überall für einen Gottesfürchtigen gehalten wurde“ [117]). „Ihm nämlich war das Wirken des Arztes der Inbegriff des reinen Tuns . . . Was immer sonst Menschen schwächt oder fälscht, vermied er, gab sich auch nicht mit Worten aus, sondern hielt schweigsam seine Energieen zum Handeln bereit“ [118]). Sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf die Bekämpfung der Lungenschwindsucht gerichtet. „Still im runden Raum seines Gedankens lebend“ [119]), strahlt er eine Kraft aus, die ihn wie ein „Anhauch gereinigter Kräfte“ umgibt und aus seinem „höchst verdichteten Wesen“ [120]) zu kommen scheint.

---

[112]) Verw. S. 113.
[113]) Verw. S. 115.
[114]) Verw. S. 117.
[115]) Verw. S. 115.
[116]) Verw. S. 133.
[117]) Ki. S. 94.
[118]) Verw. S. 118.
[119]) Verw. S. 122.
[120]) Verw. S. 118.

Aus dieser Kraft heraus gibt er keinen, wenn auch noch so schwerkranken Patienten von vorneherein auf. „Weniger nach dem Buch, als aus dem eigenen Wesen heraus“ [121]), sucht er zu heilen. Auch die Tabletten, deren jede nur einen Bruchteil des vom Vater erprobten Heilmittels enthält, sind dem Knaben „schimmernde Verkörperungen einer vom Vater selbst ausgehenden Kraft“ [122]). Doppelt empfänglich ist jetzt der Knabe dafür. Sein in Unordnung geratenes Inneres wird dadurch geheilt. Er fühlt, wie die Kraft ihm gut tut, und er schließt sich freudig an den Vater an, der als Mensch und Arzt Gründe für die Zerrissenheit seines Sohnes sucht. Geschickt weiß er ihn zu beschäftigen, anfangs mit leichten Gartenarbeiten, dann mit der schwierigen Abschrift einer medizinischen Abhandlung. Die leicht gedrückte Stimmung im Hause beeinflußt den Knaben nicht, weil er ja ihre Gründe nicht kennt: „Die Seele wuchs in ihrer eigenen Jahreszeit, und jede Witterung tat ihr gut“ [123]). Und doch ist es wie eine Erlösung für alle, als von der Schule Nachricht kommt, daß er zu Unrecht verdächtigt worden ist. Besonders die Mutter atmet auf. Um in Gedanken begangenes Unrecht wieder gut zu machen, will sie nun, wie stets zuerst an das Religiöse denkend, den kleinen Trimming, der auf dem Sterbebett sein unwahres Geständnis widerrufen hat, „womöglich als Schutzgeist für unsere kleine Gemeinschaft“ gewinnen [124]). Durch diese Maßnahme gewinnt der gelockerte elterliche Ring wieder an Festigkeit. Alles ist wieder gesichert, nur der Knabe ist noch benommen von dem plötzlichen Verlauf der Dinge, deren Urheber er war: „Wo ich selber stand, wußte ich nicht“ [125]).

Als Belohnung für die gute Abschrift hat der Knabe sich vom Vater eine Anzahl Pilokarpintabletten (das ist das Heilmittel) erbeten und auch erhalten. Im Besitz dieser Kostbarkeit gewinnt das Leben wieder an Schönheit: „Ein Leben voll Zuversicht begann! Ja, Genesungen durchschwebten jetzt alle Stunden, und wer dabei nicht am wenigsten gewann, war die Mutter. Seit Monaten hatte sie keinen Schmuck angelegt; endlich tat sie es wieder, und wenn ich nun vorsichtig die Lehre von der Festlichkeit und Köstlichkeit des Daseins zu erneuern wagte, so sprach sie nicht mehr dagegen, sondern lächelte wehmütig Beifall“ [126]).

Auch die Verbindung mit der Natur ist wieder hergestellt. Durch die Kräfte des elterlichen Ringes vermittelt, öffnet sie sich dem Knaben wieder, der ganz empfangender Teil geworden ist.

---

121) Verw. S. 119.
122) Verw. S. 125.
123) Verw. S. 130.
124) Verw. S. 133.
125) Verw. S. 134.
126) Verw. S. 136.

Sie schließt den Riß, der zwischen ihnen bestanden hat. Der Knabe hat seine Unruhe verloren und sich selbst wiedergefunden. Er hat sich auf sein Maß zusammengezogen und das Verkrampfte und Überspannte abgestreift, wenn es auch mancher Hinweise vonseiten der Natur bedurfte, bis es geschah. Ein tiefes Bild voll Vertrauens in die Allverbundenheit der Wesen beschließt das Kapitel der „Heilungen": „Das Osterfest wurde feierlich begangen, kein Brauch versäumt. Nachdem wir früh im reifbestreuten Garten die Blumen für den Totenkranz gesammelt hatten, brachte ich das Mahl zur Segnung in die Kirche, und ehe wir uns zu Tische setzten, besuchten wir alle den Stall. Dort standen die zwei starken braunen Pferde, die täglich den Vater zu seinen Kranken trugen. Das Schwesterchen reichte ihnen geweihtes Brot, und behutsam nahmen sie die riesigen Stücke aus der kindlichen Hand" [127]).

Nur kurze Zeit bleibt der Knabe im wohlbehüteten Elternhaus. Die Erziehung erfordert, daß er wieder in die Stadt zurückkehrt, aber nicht in das Konvikt, sondern in das Haus eines Professors. Hugo, der auch nicht mehr in der Schule wohnt, gewinnt wie er Fühlung mit diesem neuen Ring, den der Professor mit seiner Frau und der Magd Line bildet. Als dritter gesellt sich zu den Freunden noch ein Schüler, durch dessen meisterhaftes Klavierspiel sich dem Knaben das Wesen der Musik offenbart. Tief schneidet sie in sein Leben ein: „Das erstemal war diese verklärende Gewalt neuer Klänge so groß, daß ich sie nicht lange aushielt, sondern Haus und Stadt verließ, bis ich mich endlich in der Landschaft wiederfand, aber auch diese sprach nun geisterhafter zu den Sinnen" [128]). Die Musik ändert so des Knaben Stellung zur Kreatur tiefgehend. Der Wunsch seiner Kinderzeit, beim Anblick weidender Kühe „selbst in eines dieser schwergängigen, verschwiegenen Geschöpfe verwandelt zu werden und das Menschliche zu vergessen" [129]), hat seine Kraft verloren. Er hat die Stufe des Tier-sein-Wollens überwunden. Das geistige Element gewinnt im Leben des Knaben an Bedeutung, das Nur-Körper-sein ist vom Geist her durchstrahlt und durchleuchtet. „Die Unruhe des Lebens im Blut" [130]) treibt noch eine seltsame Blüte. In dem Wunsch der angehenden Jünglinge, wenn auch nicht eine Geliebte, so doch wenigstens eine Freundin zu haben, geraten sie auf den Gedanken, sich mit einem feurigen Brief an die nächstbeste Unbekannte zu wenden, die ihnen im Park begegnet. Es geschieht, aber der Knabe ist mit der Seele nicht dabei. Sie empfindet beim Anblick eines

---

127) Verw. S. 137.
128) Verw. S. 141.
129) Verw. S. 142.
130) Verw. S. 142.

leuchtendroten Blumenbeetes, in dem sie noch nachher „weidet“ [131]), daß die Briefgeschichte etwas „Ungemäßes“ sei, und das „jubelnde“ Rot der Blumen wird zum reinigenden Feuer, „in dem das Ungemäße sich verzehrte“ [131a]).

Das ihm Gemäße begegnet dem Knaben bald: Auf seiner Fahrt zur Donau lernt er Amalie kennen, „die, ganz dem Draußen hingegeben, doch auf nichts Äußeres angewiesen schien; und wenn sie jetzt beharrlich ihre Angel ins Wasser senkte, konnte man eher meinen, sie wolle den Strom beschenken als ihn berauben“ [132]). Hier an der Donau, „dem ungeheuren fließenden Magneten“ [133]), offenbart sich dem Knaben noch einmal die Verbundenheit der Dinge. Die Sonne und die Eiche gehören auch dazu: „So spürten wir durch großen Baum und großes Gestirn die doppelte Belebung“ [134]). In dieser Gegend lebt noch alles im paradiesischen Frieden und Einvernehmen, dem der Knabe schon lange entfremdet ist. Ungehindert schlüpft die Schlange in das Haus, dem sie Glück bringt. Als der Knabe beim Fischfang diesen tiefen Frieden stören will, „da wehrte sich die metallische Kreatur mit Urkraft, der ganze Strom zürnte mich an aus ihr“ [135]). Tief verfällt der Knabe dem Zauber dieser Ruhe, wenn es auch einiger Anstrengung seinerseits bedarf, sich dem umfriedeten Kreis dieser völligen Naturnähe wieder anzupassen. Schon die zarte Liebe zu Amalie stimmt den Knaben aufnahmefähiger, als es in der Stadt je der Fall hätte sein können. Ihr zuliebe geht er durch Brennesseln, und auch ihr zuliebe versucht er die Heilung an dem kranken Söhnchen des Schiffers, obwohl er dadurch „aus zwecklos unbedingter Sphäre“ [136]) herausgerissen wird. Amalie wird ihm zur Vermittlerin mit den Naturkräften: „Ich aber stand nun in Freundschaft mit allen diesen tiefen Gewalten durch sie“ [137]). Selbst in den Kontakt mit der Natur zu kommen, ist dem Knaben unmöglich geworden. Er braucht jetzt stets ein drittes, um die Fühlungnahme zu erreichen: Nach dem ersten Aufenthalt im Konvikt spielte das Elternhaus diese Vermittlerrolle, jetzt Amalie. Auf dem Grund und Boden ihres Vaters, der in den Augen des Knaben auch ihr gehört, spürt er, „wie das Unterirdische sich stark und stärker belebte“ [138]). Die Furcht, ob die Behandlung des kranken Kindes

---

131) Verw. S. 154.
131a) Verw. S. 153/54.
132) Verw. S. 162.
133) Verw. S. 160.
134) Verw. S. 159.
135) Verw. S. 164.
136) Verw. S. 173.
137) Verw. S. 177.
138) Verw. S. 176.

richtig war, wird zwar von Amalie zerstreut, aber mitten im Schlaf erwacht in ihm das Schuldgefühl, das aus der erfühlt falschen Behandlung des kranken Kindes erwächst und den Knaben beichtend zum Vater treibt, den nicht das Vergehen des Sohnes an sich, sondern nur die Heuchelei betrübt, mit der der Knabe, wenn auch ungewollt, den Arzt gespielt hat. Auch hier hat ihn die Ehrlichkeit des Neunjährigen verlassen, die Ehrlichkeit, die für den Vater das erste und letzte Gebot eines Arztes ist: „Gehorsam zur Lehre, Nichtflunkern, Verzicht auf bestechenden Schein, dies alles unterscheidet den Arzt ewig von dem noch so hochbegabten Pfuscher“ [139]). Das Schuldgefühl bindet den Knaben noch fester an Amalie. So stark empfindet er es, daß das Mädchen auch nach der Heilung des Kindes durch den Vater und nach ihrem Abschied weiterhin die Verbindung mit der Natur vermittelt und als guter Geist über dem stillen Tal zu walten scheint. Durch sie war der Knabe „schon so heimisch geworden in dieser Landschaft, wo einer nie wußte, wie tief geschwisterlich ihn das Fremdeste plötzlich anrühren konnte“ [140]). „Etwas Vermählendes lag in der Luft, und jeder Stein, jeder Vogel wurde köstliche Mitgift“ [141]). Sogar das Grauen ist noch einmal gebannt, das aus der Naturentfremdung entspringt und das der Knabe empfand, als er am Pächtershaus der Schlange begegnet war. Die verstehende Liebe zu den Mitgeschöpfen beginnt ihn zu verlassen und, „wo Liebe aufhört, beginnen die Gespenster“ [142]). Jetzt will diese Furcht wieder auftauchen, sie bleibt aber unausgesprochen, solange er im Bannkreis des kleinen Tales ist. Hier ist er den Erscheinungen des Lebens gewachsen, sie übersteigen nicht seine Aufnahmefähigkeit. In den „Verwandlungen“ bleibt es noch bei dem Stadium der langsamen Naturentfremdung, die durch die wachsende Berührung mit der Außenwelt an Ausdehnung gewinnt. Die noch hier und da auftauchenden Szenen der Naturverbundenheit sind nur noch Inseln in dem Strom der Naturentfremdung.

Die äußeren und inneren dazu beitragenden Kräfte treffen sich an diesem entscheidenden Punkt. Von innen her treiben die Stürme der Reifezeit zu einer Loslösung von der Natur, unter deren ständiger Führung zu leben der Jüngling überdrüssig wird. Von außen her lockern die Einflüsse der Welt immer mehr das Band zwischen Mensch und Natur: „Jenes abgelegene, waldumhangene Tal“ wird zum „mystischen Boden“, zum „Traumgut“ [143]).

---

139) Verw. S. 190.
140) Verw. S. 191.
141) Verw. S. 191.
142) Ki. S. 97.
143) Verw. S. 194/95.

Gerade die Beeinflussung von außen geschieht sehr langsam. Die Knaben leben völlig von der Welt abgeschlossen. Das Erlebnis großer Dichtung ist es, das zur Erschütterung des weltabgeschiedenen Daseins beiträgt, besonders das Erlebnis Goethes, dessen tiefen Einfluß auf ihn der Dichter bezeugt, wenn er sagt: „Es genügte mir einstweilen, Goethes Verse fleißig nachzuahmen; aber schon daher erfuhr ich eine Wirkung. Es war, als hätte ich ein feines nachhaltiges Heilgift in mich aufgenommen, und dieses verlieh mir eine Leichtheit, einen Drang nach oben, die unserem schwerblütigen Stamme sonst fehlen. Ein geistiges Pilokarpin trieb das Blut geschwinder durch die Zellen; die Flügel, die sich das Kind gewünscht hatte, die Zauberworte, die der sterbende Magier ihm schuldig geblieben war, hier glaubte ich sie erreicht. Ja, sie mußten mir sogar den Tanz ersetzen, dessen Erlernung uns der ängstlich-strenge Leiter des Gymnasiums verbot. Ein großes mildes Licht hing über der Erde, und immer wieder trat man gern davor und freute sich des hübschen, farbigen Schattens, den man warf“ [144]).

Schon in dieser Freude an der Nachahmung des Großen liegt für den Jüngling ein Ersatz für die Naturnähe. Er ist aus dem Kindlich-Primitiven herausgewachsen und will nun, mehr vom Geistigen her bestimmt, eine Stellung zur Natur finden. Im Unterbewußtsein ruht auch weiterhin die „zarte Phantasiewelt“ [145]) des ersten Naturnaheseins.

Auch die Stellungnahme des Jünglings zur Religion ändert sich. Durch die Auseinandersetzung mit seinem leiblichen und geistigen Dasein, dem Urgrund aller Religion, gerät er in Zweifel, die zwar nicht das Vorhandensein des Göttlichen an sich bestreiten, dem er sich nach wie vor verpflichtet fühlt, aber durch die konfessionelle Scheidung der Religionen doch irremachen. Ihm schwebt eine „firmamentweite Kirche vor, die auch einen freischwingenden Geist wie Goethe leicht in sich einschloß“ [146]). Er steht dem Göttlichen nicht mehr kindlich-unbefangen gegenüber; die Vernunft hat eine Schranke aufgerichtet — nicht gegen das Göttliche, sondern gegen die Form, in der es sich äußert: „Wenn ich nun durch die farbenreiche Durchsichtigkeit biblischer Geschichten frei zum Ewigen hinwollte, fühlte ich mich angehalten wie die Schwalbe, die gegen ein herrlich bemaltes Glasfenster stößt“ [147]). Der Geist, die Vernunft scheidet hier den Menschen von der Natur. Irre geworden durch die Herabsetzung der kirchlichen Einrichtungen, fällt der Knabe ins Extrem: Er will ein

---

[144]) Verw. S. 197/98.
[145]) Verw. S. 195.
[146]) Verw. S. 199.
[147]) Verw. S. 200.

Heiliger werden. „Wach und gesammelt“ [148]) versucht er, allen Anfechtungen zu widerstehen. Aber Hugo heilt ihn von seinen übertreibenden Anwandlungen und läßt ihn wieder vor sich selbst ehrlich werden: „Wer ihm nahte, wurde echter, und unmerklich lenkte er die Starken“ [149]). Von ihm strahlt eine magische Kraft aus. Hugo ist geistig schon ein gutes Stück weiter als sein Freund. Er weiß auch die Voraussetzungen, unter denen allein der Knabe sein Wesen verwirklichen kann: „Durch Leidenwollen soll es da und dort einer erreicht haben; wohl möglich . . . . Dein Weg aber ist es auf keinen Fall, glaube mir! Trinken mußt Du das Gebräu des Lebens, wie sich's Dir mischt, ohne Furcht vor Vergiftungen, mußt aber auch vom Gestirn etwas wissen . . . . So will es Dein Firmament; fügst Du Dich ihm, so wird alles gut gehen; Du kommst leidlich durch. Willst Du aber dem Leben aus dem Wege schleichen, den Weltflüchtling spielen oder Dich etwa gar zum Heiligen aufwerfen, dann wehe Dir! In Höllen wirst Du hinuntergezogen!“ [150]).

„Das große Leben bestehen und über sich dabei die Sterne fühlen, das ist's, worauf es ankommt [151]). In dem Ausgleich dieser beiden schon von W. Raabe ganz ähnlich gesehenen Kräfte, der äußern und der inneren, liegt der Sinn des Lebens beschlossen. Der Kindheit war die Verknüpfung dieser beiden Pole noch nicht zur Aufgabe gemacht. Dort brauchte das Kind sich nur führen zu lassen. Jede Entscheidung war ihm abgenommen. Aber jetzt, auf der höheren Stufe seiner Entwicklung, muß der Knabe sich selbst den Weg suchen, den er zu seinem Heil gehen will. Gleichzeitig mit der Verantwortung für die Richtigkeit des Weges erwacht aber auch die Gefahr, über dem Ansturm der neuen Eindrücke, über dem „großen Leben“, die erste Stufe seiner Entwicklung, die Kindheit, zu vergessen, in der er unmittelbar über sich „die Sterne fühlte“. Er soll sich nicht nach ihr zurücksehnen; sie ist ein für allemal abgeschlossen und auch mit dem besten Willen nicht wieder zu erleben. Aber er soll sie als unveräußerliches Gut in sich aufgenommen haben, als Baugrund für alles Folgende.

Der Knabe, der bei dem Ansturm des großen Lebens die Werte der ersten Stufe wanken sah und sich nicht sicher in ihrem Besitz fühlte, wird durch Hugo wieder in die richtige Bahn gelenkt. Aber nicht für lange Zeit. Denn er selbst zerstört das zarte Band, das sich zwischen ihm und dem Freund zu knüpfen

---

148) Verw. S. 203.
149) Verw. S. 219.
150) Verw. S. 208/9.
151) Verw. S. 210.

begann. Er beraubt sich des Haltes, den er nötig hat. Hugo und er hätten einen kleinsten Ring bilden können, aber er ist noch nicht reif dazu. Er verzettelt sich in Sehnsüchteleien, wo Hugo schon überwunden hat. Als er nach kurzem Ferienaufenthalt im Elternhaus, „im Hause der Heilungen“ [152]), das durch die Anwesenheit der kleinen Schwester in seiner Grundstimmung viel fröhlicher geworden ist, in die Stadt zurückkehrt, wirft er „unüberlegt und roh“ [153]) Hugo Dinge vor, die diesen wegen ihrer völligen Gefühlslosigkeit tief kränken müssen.

Hugo, der unter diesem Riß leidet, rächt sich auf seine Art. Er weiß den angehenden Jüngling mit angedeuteten Liebeserlebnissen zu beunruhigen. Die 2 Jahre, die Hugo älter ist, geben ihm auch in den Augen des Knaben den Schein größerer Erfahrung. Um dem Freund in nichts nachzustehen, sucht der Knabe auch Liebesabenteuer, und glaubt sie bei der eigenartigen, frommen Line zu finden, die ihm nach schwerem inneren Kampf zur „Phryne“ werden will. Doch als die Gelegenheit dazu da ist, versagt er: „Daß Leben dem Leben ein Fest bereiten wollte, begriff ich, und war mitzufeiern von Herzen bereit, spürte aber doch ein Hemmnis, zumal ich die Gebräuche des Gottes nicht wußte, dem ich opfern sollte, und dieses Mädchen war keine Lehrmeisterin der Liebe“ [154]). So ist er mit einer zarteren Liebesäußerung auch zufrieden: „Jetzt, wo sich die schöne Besucherin entsagend zum Gehen wandte, war alles Harte aus ihr geschwunden; Dunkelheit und Abschied gaben ihr ihren Leib zurück. Sie zog mich an sich, ihr gelöstes Wesen löste unaufhaltsam das meinige, kaum bedurfte es der Umarmung“ [155]).

In einem symbolhaften Kapitel „Turmbesteigung“ schließt das Buch. Äußerlich gesehen geschieht nur folgendes: Die Knaben besteigen nach bestandenem Schlußexamen zum ersten und letzten Mal den hohen Turm der Stadt und genießen, zuerst schwindlig, dann aber sicher werdend, den schönen Rundblick. Von einem geistigen, inneren Standpunkt aus gesehen, besagt das Kapitel aber weit mehr. Gleichnishaft führt sie den Weg nach oben. In immer enger werdenden Windungen emporsteigend, endet er schließlich auf einer kleinen Plattform: Es ist der Lebensweg, den der Knabe bis jetzt gegangen ist. Langsam und mühselig klimmt er empor, von Stufe zu Stufe wird die Sicht freier, das Irdische fällt nach und nach ab und gibt dem Geistigen, Freischauenden Raum. Auch das Gespräch der beiden Alten im Glockenstuhl hat tieferen Sinn: Der eine spricht für, der andere gegen die humanistische Schule.

---

152) Verw. S. 212.
153) Verw. S. 220.
154) Verw. S. 237.
155) Verw. S. 239.

Der eine fürchtet nur, daß sie den jungen Menschen zum Praktischen, „Zweckbewußten", untauglich macht, der andere aber weiß, daß noch etwas anderes zum Mensch-Sein gehört: „Andere aber bringen die Welt zum Tönen, und diese ist weiblicher Art: welcher Ton in ihr angeschlagen wird, in diesem schwingt sie lange fort. Stoffgebundene Führer überliefern ein ganzes Zeitalter der Stofflichkeit; ein einziger Beflügelter aber segnet es mit Veredlung roher Liebeskraft und glühender Erkenntnis. Laß die menschliche Gemeinschaft nur noch aus Tageszweck und -emsigkeit bestehen, nimm die großen Versonnenen aus dem Gedächtnis der Erde, zerbrich den Ring der Eingeweihten, vernichte für immer die ewig neu bildsamen Gesichte des Altertums, schließe jede Schule, die dann und wann einen Jugendlichen zum Schauen und Ahnen ermutigt — was bleibt? Bequemer wird man leben, ja, und leichter, — o wie einem, dem man sein Blut nach und nach abläßt, so leicht wird allen Menschen, — traumlos ist ihr Schlaf, traumlos ihr Wachen, keiner merkt es, wie sein Auge den uralt schönen Tiefenglanz verliert und flach verglast. Ja, nimm den Traum aus den Gezeiten, und nie wuchs dieser Dom" [156]). Traum und Wachen, Himmel und Erde: darauf kommt es an, und wie zum Beweis beginnen im Turm die Glocken zu schlagen „herzdurchschallend, jedes menschliche Wort abschneidend" [157]), das doch nur eitel und müßig wäre.

Symbolisch ist auch das: Die beiden Männer, die das Gespräch führen, gehen „schattenhaft" [158]) die Treppen hinunter in die Tiefe. Das Alte macht dem Jungen Platz, das aufwärts, zur Höhe, will: „Wir aber strebten weiter" [159]).

Jäher Schwindel erfaßt den Knaben, als er oben auf dem Turm steht. Auch innerlich. Der Rück- und Überblick über sein bisheriges Leben überwältigt ihn. Er muß sich erst sammeln und an Erinnerungsbildern beruhigen, bevor er frei die Blicke schweifen lassen kann. Die Erde unter sich, den Himmel über sich, so steht der Jüngling an diesem entscheidenden Punkt seines Lebens, an dem die „Verwandlungen" abgeschlossen sind. Wie er schon einmal durch das Wissen um das Vorhandensein der Sterne getröstet wurde, so schenkt ihm der Blick in das Land Ruhe und Zuversicht, vorwärts und rückwärts zu schauen in sein Leben: „Vielleicht war die Seele schon einer Ahnung fähig, daß ihr nichts verloren gehen könne, was sie nicht selbst aufgibt" [160]).

---

156) Verw. S. 252/53.
157) Verw. S. 253.
158) Verw. S. 253.
159) Verw. S. 254.
160) Verw. S. 23.

In diesem Bewußtsein nimmt der Jüngling Abschied von seiner Kinder- und Knabenzeit, zum letzten Mal ganz der Natur verbunden, denn schon bald greift die Naturentfremdung immer mehr um sich und wird zum Grauen vor ihr: „Die ganze frohe Stunde glänzt heran; die Seele aber schaut durch sie hindurch wie durch ein Heilungsglas in die bedrohte Gegenwart und siehe, das Rings-um-den-Turm schwankt nicht mehr, tiefruhig liegen Stadt und Fluß mit umgebenden Licht- und Schattengeländen, darin die Telegraphenstangen mit ihren weißen Porzellanknöpfen wie Maiglöckchen stehen, ja, hinter silbernen Wolkenpropyläen des Horizonts dämmert die Zukunft, auch sie nicht mehr ängstigend, und leicht und sicher, um die kupfergrüne Spitze, wandelt der Fuß!“ [161])

Erschreckt und verängstigt von der Aufgabe, allein dem Ansturm der Welt standzuhalten, ist die Welt des Kindes ungeheuer in den „Verwandlungen“ erschüttert worden, aber noch retten ihn die Bestände der Kindheit von der letzten, furchtbarsten Folge der Naturentfremdung, die erst in den „Schicksalen Doktor Bürgers“ erreicht wird.

---

[161]) Verw. S. 255/56.

4. KAPITEL.

a) Vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet klafft zwischen den beiden Kindheitsbüchern und dem Werk „Die Schicksale Doktor Bürgers“ eine große Lücke. Wir sahen den Dichter als Kind, ganz in sich selber ruhend und Körper und Geist harmonisch verbindend. Durch das Erwachen des tätigen Geistes lockert sich in den „Verwandlungen“ die festgefügte Einheit mit der Natur, die sich immer mehr zurückzieht und nur noch in seltenen Augenblicken mit dem Knaben in Fühlung tritt. Der Jüngling steht erschreckt vor der Veränderung, die in seinem Körper vorgeht und gewinnt erst langsam wieder Sicherheit.

Nun treffen wir ihn als erwachsenen Menschen wieder. Von dem in der Zwischenzeit Erlebten erfahren wir garnichts. Die Zeit nach beendigtem Schulbesuch, das Studium auf der Universität — nichts wird überhaupt nur erwähnt. Wir sehen ihn wieder als Arzt, ohne seine Entwicklung als Mensch vom Jüngling zum Mann zu kennen. Und doch können wir aus seinem jetzigen Verhalten Rückschlüsse auf sein bisheriges Leben ziehen. In einer Tagebuchnotiz sagt Doktor Bürger selbst von sich: „Ich werde anders und kenne den Gott nicht, der mich verändert. Meine Blicke tief in fremdes Wähnen und Leiden, warum geben sie mir nicht mehr den Frieden wie einst? Und die Kunst, verwirkte Leben hinzufristen, warum üb' ich sie mit immer schlechterem Gewissen aus?“ [162]) Aus einem Grunde, der in ihm selber liegt: Er ist über die Grenzen seiner Kraft, über sein „Maß“ hinausgegangen. Die kleine Schar seiner ersten Patienten, denen er in menschlicher und ärztlicher Hinsicht etwas sein konnte, hat er vergrößert. Dadurch hat er die Kraft verloren, sie auch seelisch zu heilen: „Im ersten Jahr, als wenige zu mir kamen, deren jeden ich bis in seine geheimsten Hoffnungen und Ängste verstand, da fühlte ich den reinen Segen des Auftrags; das Vertrauen mancher Menschen, die Dankbarkeit der Genesenen, die trübe Liebe der Unheilbaren, dies alles unterhielt ein heimlich läuterndes Feuer. Wenn ich mich innig in anderen verlor, wieviel glaubte ich zu

---

[162]) Dr. B. S. 6.

gewinnen!“ [163]) Zu Beginn seiner Praxis hatten ihn noch die Bestände aus Kindheit und Jugendzeit unterstützt, auch als sie schon erschüttert waren. Wie der Vater, dessen Behandlungsweise er übernommen hat, versuchte er, aus seinem Wesen heraus zu heilen, und es gelang.

Aber nach und nach wurden die Bestände aufgebraucht. Er selbst war schuld daran. Er hatte sich als Erwachsener auf sich selbst stellen wollen. Er ging „die dunklen Wege des Erwachsenen, der das Ewige nicht mehr sehen will und immer wieder von sich selbst abfällt“ [164]). Aus eigener Kraft wollte er groß werden, die erschöpften Bestände aus eigenem Ermessen wieder auffüllen: Da muß er versagen. Als Äußeres kommt hinzu, daß er selbst diese Versuche in aller Heimlichkeit unternehmen muß, denn schon hier bewahrheitet sich das, was viel später ein sonderbarer Apotheker zu ihm sagt: „Das erste, was die Welt von uns verlangt, wenn wir aus großen Jugendträumen erwachen, ist die Verleugnung unseres hohen Ursprungs, den uns zwar niemand bezeugt, dessen sich aber jeder im Herzen heilig versichert fühlt“ [165]). Der Neid der Mitwelt auf den Menschen, der aus seiner Naturverbundenheit heraus schöpferisch sein kann, wirkt lähmend auf einen unsicher gewordenen Charakter wie den Dr. Bürgers, der nicht den Mut hat, sich offen vor der Welt zu bekennen.

Mit dem Zusammentreffen dieser inneren und äußeren Strömungen beginnt Bürger, als Mensch zu versagen. Er fühlt wohl, daß er nicht mehr der ist, der er war, daß ihm irgendetwas fehlt. Anstatt sich nun erst recht auf eine kleine Anzahl von Patienten zu beschränken, sucht er in der großen Schar von Kranken das Verlorene wieder herzuzwingen. Aber die Kräfte, die für den kleinen Ring ausreichten, sind jetzt nicht mehr stark genug. Der „Arzt“ Bürger hat zwar Erfolge, aber der „Mensch“ Bürger muß darunter leiden. Gleichgültigkeit gegen seine Patienten erfaßt ihn. Das Mitleid zu ihnen, das früher auch den „Menschen“ anging, übersteigt nicht mehr ein Bedauern darüber, daß die Patienten so leiden müssen. Im übrigen schätzt er sie als interessante Fälle, und die Fieberkurve wird ihm wichtiger als die seelische Verfassung, die ja das Menschliche in ihm berühren müßte. Die Verflachung seines seelischen Menschen geht schon so weit, daß ihm die Patienten zu Feinden werden: „Seit mich aber Unzählige suchen, bin ich wie einer, der sich lustlos ausgießt, und wenn ich im Wartezimmer Bank und Stühle bis auf den letzten Platz besetzt

---

[163]) Dr. B. S. 7.

[164]) Carossa: Autobiographische Skizze („Literatur“ Jhrg. 28, Heft 8).

[165]) Dr. B. S. 49.

sehe, wird jeder Kranke zu einem Schatten, der mein Blut will“ [166]).

Da rüttelt ihn ein kleines, äußerlich ganz unwesentliches Erlebnis aus seiner menschlichen Teilnahmslosigkeit auf. Er geht am frühen Morgen an der Donau entlang: „Die Sonne stieg höher und wie nun alles, was eben in Duft und Schatten lag, so groß und streng herandrang, daß die Augen sich schlossen, da brachen wieder alle Sinne nach innen auf“ [167]). Das Erlebnis eines Sonnenaufgangs wird also zum Anlaß seiner inneren Wandlung! Die Natur greift ein! Das „tief Beharrende in unserm Leben“, das ihn schon einmal wieder zu sich selbst gebracht hatte, beugt einer Veräußerlichung seines Lebens vor; denn Mensch und Arzt, das waren für Bürger zwei völlig voneinander getrennte Lebensbereiche geworden. Was der eine tat, kümmerte den andern nicht. Das Naturschauspiel der aufgehenden Sonne bringt ihn zur Selbstbesinnung und Einsicht. Er sieht die Verwüstung in seinem Innern, die Gefahr, der er mit knapper Not entgangen ist. Die versiegten Ströme der Natur beginnen wieder zu fließen. Er fühlt, daß sich nun manches ändern wird: „Mir kühlte das Herz ein Vorgefühl fremder Geschicke, die sich bald in meiner Nähe erfüllen, mir vielleicht mein eigenes bereiten würden“ [168]). Aber „noch weiß ich den Dämon nicht, dem ich mich weihen dürfte“ [169]).

Hier beginnt die Tragik Bürgers: Er hat den Willen, das wieder gut zu machen, was er verfehlt hat. Er hat sich wieder auf sein Maß zusammengezogen, aber der „Arzt“ in ihm ist dem „Menschen“ so weit voraus, daß beide Bezirke nicht mehr in Einklang gebracht werden können. Solange Bürger nur Arzt bleibt, gelingt vieles. Aber auf der andern Seite verhindert gerade das Arztsein, daß er den Weg zu sich selbst findet: „Aber oft ist es so, als ob das Krankhafte, von dem ich fremde Leiber befreie, irgendwie vergeistigt in mir zurückbliebe, ein dumpf zusetzender Hauch, der mein Leben trübt und niederhält“ [170]). Und „die kleinen Lügen und Verschweigungen, mit denen ich oft meine Kranken über ihren Zustand oder mein Vorgehen zu täuschen genötigt bin, sind sie nicht eben doch Lügen? Wer aber kann ein unwahres Wort aussprechen, ohne sich im Innern, sei's auch nur um eines Schattens Schatten, zu verfremden und zu fälschen? Wenn es aber nun täglich geschieht, wenn die Verstellung Handwerk wird und endlich keine Scham mehr kostet, — wo ist dann noch ein Weg

166) Dr. B. S. 7.
167) Dr. B. S. 6.
168) Dr. B. S. 6.
169) Dr. B. S. 7.
170) Dr. B. S. 9.

zum edlen Selbst?“ [171]). Andere würden leichter über diese Fragen hinwegkommen. Aber Bürger ist ein zu wahrer, verantwortungsbewußter Charakter, als daß er so schnell den Ausgleich zwischen Mensch und Arzt finden könnte. Nach außen hin merkt ihm keiner etwas an. Der Kampf spielt sich ganz in seinem Innern ab. Er hat es als Arzt gelernt, sich zu beherrschen und unerlaubten Gemütsregungen keinen Raum zu geben: „Die Ruhe, die ‚himmlische Geduld‘, die sie jetzt an mir loben! Wüßten sie, aus welchen Verzweiflungen sie wächst“ [172]).

Zum Trost in seiner Zerrissenheit kann ihm nur die Natur werden. In ihr ist er „wieder liebend verbreitet wie als Kind“ [173]). Aber auch nur in dem Maße, in dem sie sich dem Kind zeigt, kann er sie verstehen und lieben: im Kleinen, Unscheinbaren, scheinbar Belanglosen, das aber doch für ihn den Stempel des Alls in sich trägt. Es ist ihm eine tiefe Freude, „die lieben dumpf geigenden Hummeln im atembenehmenden Grasblütenduft vor sich her zu scheuchen“ [174]), „die silbernen Verästelungen des neuen Schnees, auf dem die Sonne ihre Strahlen kühlt“ [175]), zu sehen und zuzuschauen, wie im Tal die Lichter angehen. All das vermittelt ihm eine Ahnung des Ewigen, Großen, das alles in der Welt zusammenhält und auch das Kleine hervorbringt:

„Finsternisse fallen dichter
Auf Gebirge, Stadt und Tal.
Doch schon flimmern kleine Lichter
Tief aus Fenstern ohne Zahl.

Immer klarer, immer milder,
Längs des Stroms gebog'nem Lauf
Blinken irdische Sternenbilder
Nun zu himmlischen hinauf“ [176]).

Die Liebe zum Kleinen bricht überall durch:

„Durch letzten Schlummer fühlst Du: es ist Herbst,
Und Nebel stocken, und die Glocken läuten
Durch Traum gedämpft, von fernem Turm.
Doch einmal wirst Du wach, die Blicke fragen, —
Da schwebt der blaueste Tag im offnen Fenster
Und hoch im Fenster das Netz einer Spinne,
Das ist beschwert mit blitzenden Tautropfen, —
Und mitten in dem Netze zuckt und blutet

---

171) Dr. B. S. 11/12.
172) Dr. B. S. 9.
173) Dr. B. S. 10.
174) Dr. B. S. 10.
175) Dr. B. S. 12.
176) Gedicht: „Finsternisse fallen dichter“ S. 51.

Ein kleines Herz, irgendwo hergeweht,
Ein Blütenblatt einer Geranie“ [177]).

Aber diese Beruhigung von der Natur her berührt wiederum nur den „Menschen“ in Bürger; der „Arzt“ ist viel zu sehr skeptischer Forscher, als daß er dem Kleinen, hinter dem auch er zwar das Große sieht, nicht irgendwie mißtraute. Aber da, wo der Mensch hinter dem Unscheinbaren, Geringen wohl das Erhabene, aber immer Gütige der schöpferischen Natur fühlt, wird sie für den Arzt zum Ungeheuren, weil er aus der Erfahrung seines Berufs heraus weiß, wie oft hinter dem Gering-Geachteten, das man kennt, das Große, Unbekannte sich verbirgt und droht, eben weil man es nicht verstehen kann, weil die Vernunft den Weg des Gefühls verbaut hat.

An dieser Stelle verwischt sich nun die Grenze zwischen Mensch und Arzt, die bis jetzt beobachtet wurde. Aber nicht zum Guten; denn der Mensch wirkt nicht auf den Arzt ein, sondern umgekehrt: Der Arzt steckt gleichsam mit seiner Angst den Menschen an. Die beiden Bereiche haben an ihm als „Körper“ so starken Anteil, daß er weder als Arzt noch als Mensch völlig frei handeln kann. Handelt der Arzt, so leidet der Mensch; wirkt der Mensch, so versagt der Arzt. „Ein Eingeweide heilen, ohne mich des Menschen zu versichern, nie, nie werde ich es können“ [178]).

In diesem Zwiespalt entscheidet sich Bürger für den „Arzt“. Aber dadurch entfremdet er sich der Natur immer mehr, bis er schließlich nicht mehr ein noch aus weiß. Denn er leidet darunter, daß er den Menschen in sich verkümmern läßt. Die ganz seltenen Augenblicke, in denen ihm sein Irrweg zum Bewußtsein kommt, vertiefen nur seinen Wunsch, Schluß zu machen mit einem Zustand, den er aus eigenen Stücken nicht ändern kann. „Und ich menge mich tief in die Dämmerung, Angst und Begierde trennen sich von mir, ich weiß, daß ich mich freudig fallen lassen werde, wenn mich einmal nichts mehr hält unter den Menschen“ [179]). Seine Kranken binden ihn an die Welt. Er will sie nicht im Stich lassen. Und gerade die Kränksten sind es, denen er seine ganze Kunst widmet, weil er sich ihnen im Innersten verwandt fühlt: „Ja, meinem Herzen am nächsten sind jetzt die Verlorenen, die, von denen ich weiß, daß ich sie nicht retten werde“ [180]). „Ich werfe freudigschnell den Schlaf von mir, wenn die Nachtglocke schallt, die Gefahren der Ansteckung suche ich auf, statt

---

177) Gedicht: „Blick beim Erwachen“ S. 30.
178) Dr. B. S. 16.
179) Dr. B. S. 13.
180) Dr. B. S. 9.

sie zu meiden, für den Fremdesten bin ich zum Außerordentlichen bereit . . . . Nein, ich fliehe nicht; ich will bleiben, bis ich so hoch glühe, daß das Erz meiner Ketten von selbst abschmilzt“ [181]).

Diese Absicht, bis zum Letzten auszuharren, macht ihn stolz und einsam:

„Des Vogels Gabe dürfen wir nicht nehmen.
Uns führt ein Gott in strengen Lebenschranken.
Wir dürfen nichts der Kreatur verdanken.
Uns lösen keine Geister, keine Flammen,
Als die aus unserm eignen Blute stammen“ [182]).

Er kennt seine Aufgabe: „Selber mich zu leiten, war Gebot mir“ [183]), und bemüht sich, sie zu lösen. Aber er geht in die Irre, weil er die Kräfte der Natur nicht nur als Helfer ansehen kann, weil er als Arzt leugnet, was er als Mensch bejahen will. Darum sind seine Anstrengungen umsonst, die er macht, um die Kluft zwischen Mensch und Arzt zu überbrücken. Nur ein „Stäubchen von einem besondern, seinem Geist noch fehlenden Gift“ hat er nötig, ihn „zum freiesten, glücklichsten, begabtesten der Menschen“ zu machen [184]). Aber gerade dieses Stäubchen teilt sich ihm nicht mit.

In seiner Einsamkeit macht es ihm auch nichts mehr aus, wenn der Neid der Mitwelt ihm den Erfolg seiner Heilungen mißgönnt. Er könnte sich mit Leichtigkeit rechtfertigen, „aber ein unmenschlicher Ekel zerriß mir die Sinne“ [185]).

Innerlich hat er schon mit allem abgeschlossen. Es ist nur noch ein Schritt bis zum letzten Entschluß. Da greift das Leben, die göttliche Natur, zum zweitenmal ein und reißt ihn vom Abgrund zurück. Sie will den Mensch in ihm prüfen, ob er wenigstens wert ist, gerettet zu werden.

(Symbolisch erscheint vor dem großen Einschnitt in seinem Leben noch einmal der Vater: Der hatte verstanden, gleichzeitig Mensch und Arzt zu sein, hatte beide zum Einklang gebracht und aus dieser Sicherheit heraus auf andere wirken können.)

Im Theater sieht Bürger Hanna Cornet. Schon ihr Anblick schlägt ihn völlig in Bann. Sie ist wie die kleine Rosa Eger ein Wesen, „zu dem aller Mut wieder durchbricht“ [186]). Neuer Glaube, neue Hoffnungen geben Bürger wieder Kraft, noch auszuhalten in dem Dasein, das ihm schon leid war. Nur als Mensch hat er mit

---

[181]) Dr. B. S. 14.
[182]) Gedicht: „Leidenschaft“ S. 64/65.
[183]) Gedicht: „Die Flucht“ S. 75.
[184]) Dr. B. S. 13.
[185]) Dr. B. S. 22.
[186]) Dr. B. S. 17.

Hanna zu tun. Aber schon mischen sich Zweifel in sein Glück, ob er es wagen und verantworten kann, einen Menschen noch an sich zu ketten, wo er mit dem Leben fast abgeschlossen hat. „Was tu ich? Was für ein Spiel spiel ich? Ich, der vielleicht schon Hinuntergeweihte, darf ich auch nur mit Gedanken ein anderes Leben in meine Nähe locken? [187]). Denn auch jetzt bleibt er ehrlich vor sich selbst. Immer gibt er sich ganz: Er hat es als Arzt getan, er wird es auch als Mensch tun. Er kennt nicht die „Gier des Genäschigen, der fern seiner eigenen Mitte wohnt“ [188]). Er selbst gibt sich auch die Antwort: „Nein, nein, ich will diese Seligkeit nicht, ich will allein bleiben, allein zerbrechen“ [189]). Er will verzichten, nichts soll ihn mehr von seinem Entschluß abbringen. Aber das Schicksal will es anders. Es nimmt den „Arzt“ Bürger in Anspruch, indem es ihn wie zufällig an das Bett der krankgewordenen Hanna führt. Zwar „macht er sich zum Arzt bis in die Fingerspitzen“ [190]), aber der Mensch in ihm läßt sich nicht zum Verstummen bringen. Mensch und Arzt geraten nun erst recht in Konflikt. Als Arzt sieht er, daß Hanna kränker ist als sie scheint und sehr geschont werden müßte; als Mensch sieht er nur den Menschen, der ihm etwas sein könnte. Er w i l l nicht, daß Hanna ihm verloren geht, und in diesem Wunsch ist er so blind, daß er alles andere darüber vergißt. Hanna beschäftigt nur den Menschen in ihm, als Fall läßt sie ihn ganz unberührt. Eine Rolle spielt dabei auch das Schamgefühl, das er auf einmal Frauen gegenüber empfindet, die er zu behandeln hat. Seit die Liebe von ihm Besitz genommen hat, hat sich seine Stellung zur Frau geändert. Er leidet jetzt unter der Offenheit seiner Patienten, die vor dem Arzt keine Scheu kennen: „Könnt' ich doch alle Frauen meiner Sprechstunde fernhalten!“ [191]) Dieses Schamgefühl ist vielleicht mit daran schuld, daß er als Arzt in der Behandlung Hannas vollkommen versagt und nur den Menschen will. „Soll es sein? Darf mir noch einmal ernst werden mit einem Glück?“ [192]) Als sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt, kommen sie sich menschlich noch unendlich weit näher. Aber eine Unruhe, die leise Vorahnung eines Versäumnisses bleibt in Bürger bestehen, und mit doppeltscharfen Sinnen nimmt er die Natur in sich auf, der sich diese Beunruhigung auch mitgeteilt hat. Dichterisch sehr fein wird das zum Ausdruck gebracht: „Die Welt ist voll Zwielicht. Ein Föhnsturm braust in die schneeschimmernde Landschaft; in mächtigen

187) Dr. B. S. 26.
188) Dr. B. S. 20.
189) Dr. B. S. 26.
190) Dr. B. S. 29.
191) Dr. B. S. 31.
192) Dr. B. S. 31.

Tafeln lockert sich das Eis am Ufer, alles wankt und dröhnt, und das Herz ahnt, was ihm auferlegt ist“ [193]). Alles steht vor einer Entscheidung, deren Wichtigkeit der „Arzt“ Bürger zu spät einsieht. Mit fast sträflichem Leichtsinn bringt er der Kranken selbst Wein und Zigaretten mit, die ihren Organismus ungeheuer schädigen müssen. Als er sein Versäumnis endlich bemerkt, ist es zur Rettung zu spät. Umsonst empört sich der Arzt in ihm, umsonst versucht er sein Möglichstes, um noch zu retten, was zu retten ist: Zu spät, Hanna verfällt immer mehr.

In diesem Kampf gegen das furchtbare Zuspät geht der Arzt Bürger unter, erdrückt von der Übermacht der Natur, die ihm ungeheuer und drohend, ungerecht und grausam erscheinen muß, gerade weil auch der Mensch in ihm in Mitleidenschaft gezogen wird. Das ist das Tragische. Tragische Ironie ist es, wenn Bürgers Krankenstand nun ständig zunimmt, und Patienten zu ihm kommen, die jeder andere schon aufgegeben hat. Zu ihm haben alle noch Vertrauen; sie machen die Entscheidung abhängig von einem, der selbst seine schwerste Krisis durchmacht.

Jetzt, wo alles darauf ankommt, daß der Kranke gesund wird, wo der Mensch einmal w i l l, daß etwas gelingt, muß der Arzt versagen, weil er von der Natur überwältigt wird, weil er nicht gegen das ihm ungeheuer Scheinende ankann.

Der Arzt Bürger fühlt sich auf einmal grenzenlos klein vor der Allmacht der Natur. Er weiß nichts mehr von dem Kleinen, das ihm wenigstens als Mensch sonst Kraft und Vertrauen gegeben hat; er sieht nur noch die Gewalt, die ihm sein Liebstes entreißen will, und fürchtet sich vor ihr. „In dem Maße, als die Menschheit die materielle und daher auch die seelische Meisterung der Umwelt nur in geringem Maße vollbringt, tritt das Bedrohliche hervor“ [194]). Es ist dieselbe Angst, die ihn beim Anblick der großen, leuchtenden Sonne packt, deren Strahlen ihm zur Pein werden:

„Sieh, mich ängstigt,
Daß ich Dein bin!
Stirngetroffen
Von des Mittags
Glutgeschärften
Pfeilen ahn' ich
Oft die einsam —
Innige Mordlust
Deiner Jugend!
Von den Spiegeln
Deiner Zinnen

---

193) Dr. B. S. 35.
194) H ü b e n e r S. 265.

Prallt der Aufblick,
Prallt die Sehnsucht
Selbst zurück“ [195]).

Auch in dem Gedicht „Rast“ ängstigt die Gewalt der Sonne:

„Das Feuer des Mittags
Verscheucht uns vom Wege“ [196]).

Das Gedicht „Der Kranke“ drückt in seinen fieberhaft unruhigen, unheimlichen Strophen die Bedrohung durch Krankheit aus.

Der Arzt gibt bald den Kampf auf. Es ist nur ein letzter Liebesdienst am Menschen, wenn er Hanna noch mit Morphium hilft. Im Grunde hat er garnichts mehr dagegen, wenn der Kranken alle Wünsche erfüllt werden. Auch sie weiß, wie es um sie bestellt ist. In den letzten Zusammenkünften mit Bürger liegt schon ein Abschiednehmen, ein Sich-wieder-trennen-müssen nach kurzem, gemeinsamem Weg. Im Geist ist sie schon weit weg: Um ihr Kind dreht sich noch ihr Denken, und in schweren Träumen löst sich die Seele schon zeitweise vom Körper los.

Nach ein paar qualvollen Wochen stirbt sie. Und nun geht die große innere Wandlung in dem Menschen Bürger vor sich, die ihn über sich selbst hinaus hebt und der Rettung wert macht. Als Arzt mußte er ja versagen, hier war er ohnmächtig. Er konnte den Lauf der Natur nicht aufhalten. Weil er als Mensch etwas für sich wollte, was schon nicht mehr irdischen Gesetzen unterlag, weil er der Natur ein Leben abtrotzen wollte, das sich schon von der Erde loslöste, straft sie ihn, indem sie den Arzt in ihm vernichtet. Der Weg scheint grausam, aber er ist der allein richtige, weil es ja nicht darauf ankommt, den Arzt, sondern den Menschen zu retten: „Oft hintergeht uns Gott, doch immer zu gutem Ziel“ [197]). Auch in diesem Fall wird das Ziel erreicht: Bürger dringt zu seinem inneren Wesen durch, indem er als Mensch den Mut findet, zu schauen, wo er als Arzt die Augen schloß: „Wozu das Unvollkommene betrachten? Es hält uns ewig in traurigem Halblicht. Schauen wir frei in die Sonne! Fürchten wir nicht die erste schmerzende Blendung des ungebrochenen Strahls, und wir werden einst Gottes echteste Kinder! Wie sich vorzeiten als matter Hauch auf weißem Schmetterlingsfittich ein erstes Farbenaug ankündigte, so wird uns leis das Merkmal des Ewigen aufgeprägt.

---

195) Gedicht: „Gesang zur Sonne“ S. 27.

196) Gedicht: „Rast“ S. 86.

197) Dr. B. S. 53.

Dann ist der Tod entmächtigt, Feinde müssen uns lieben, Kranke genesen von unserer Berührung“ [198]). Durch diesen Mut zum Schauen verwandelt sich das „Grauen in Liebe“ [199]).

„Warum geben wir uns hin
Jedem eitlen Grauen?
Laß uns doch mit höchstem Sinn
Dem Gestirn vertrauen,

Das zwar ewig nicht vernimmt
Unser Jubeln, Klagen,
Doch sein Licht so milde stimmt,
Daß wir es ertragen“ [200]).

Noch deutlicher verwandelt sich durch den Mut zum Schauen das „Grauen in Liebe“ in dem Gedicht „Erlebnis“ [201]):

„Aber staunend stehst Du stille:
Dir zu Füßen tief im Wald
Ragt aus junger Gräser Fülle
Eines Wesens Mißgestalt.

Wächst ein Rüssel, drohen Krallen
Dir aus diesem bleichen Schaft,
Der den regen Gräsern allen
Starr voranschießt, vipernhaft?

Draußen lockts aus hellen Weiten,
Doch gebannt mußt Du Dich bücken,
Diesen Irrwuchs Dir zu deuten, —
Da erkennst Du zum Entzücken

Klar, wie hier ein neues Leben
Seiner Unform sich entwindet,
Eines Farnstocks Trieb, der eben
Leis den künftigen Fittich kündet.

Und Du fühlst, wie Du auf Erden
Kaum als Kind so warm empfunden,
Fühlst ein fremdes, niedres Werden
Dir ganz nah, Dir blutverbunden.

---

198) Dr. B. 50.
199) Gedicht: „Todeshymne“ S. 48.
200) Gedicht: „Warum geben wir uns hin“ S. 46.
201) Gedicht: „Erlebnis“ S. 11/12.

Schuppen fallen von Dir nieder,
Du begreifst den Muttergeist,
Der den dumpfsten Deiner Brüder
Heilig wie Dich selbst durchkreist."

Der Mut zum Schauen öffnet einen viel weiteren Blick für die Allmacht der Natur, weil er im schweren Kampf errungen werden mußte. Das Verhältnis, in dem das Kind mit ihr lebte, ist zwar nicht wieder zu erreichen, weil das geistige Element diese völlige Hingegebenheit nicht mehr zuläßt. Aber umso tiefer ist jetzt das Verständnis für ihre Erscheinungen, weil ihr Sinn und Zweck verstanden worden ist und der trostlose Zustand der Naturentfremdung überwunden werden konnte.

Aber noch ein anderes erwächst aus dem Mut zu schauen: Demut. Demut vor der Größe und Erhabenheit der Natur, deren Wege uns oft unerforschlich und falsch dünken, bis wir einsehen lernen, daß sie die allein richtigen sind:

„Und Du stehst, und all Dein Schauen
Kehrt in stolze Demut sich,
Ein unendliches Vertrauen,
Erdensohn, durchschüttert Dich" [202]).

Auch Bürger hat eingesehen, daß sein Weg, von der Natur etwas zu ertrotzen, falsch war: denn:

„Sieh', wir wissen, Mutter, Du willst Demut,
Duldende Stille,
Willst
Meine knabenwilde Liebe nicht.
Wie Blüten des Rebstocks
Unscheinbar
Sind die Kinder, die Du segnest,
Und Du bildest sie dir
Köstlich wie dessen Früchte.

Mit gelassener Abwehr
Lächelt Dein Mund
Über Verzückungen
Meiner gesteigertsten Brüder hin;
Aber Du hegst
Mutterdumpf
Die einfältige Schnecke,
Die das brüchige Häuschen
Sorglos
An den umwitterten Felsen klebt" [203]).

[202]) Gedicht: „Erlebnis" S. 12.
[203]) Gedicht: „An die Natur" S. 22.

Sogar die Angst vor der Sonne, dem Urgestirn, wird gebannt durch dieses Wissen um den richtigen Weg:

„Aber ferne
Deinen Feuern
Auf gekühlten
Grünen Erden
Atmet Liebe“ [204]).

„Oh Sonne, wie bin ich in dir geborgen!
Komm! Komm! Entfalte deine ganze Leuchte!“ [205])

Durch die Überwindung des Grauens ist die Verbindung mit allem Sein und Werden wieder hergestellt:

„Die marmornen Götter am Teich
Kehren aus greller versteinernder Sonne
Zurück in ihr weißes kühles Leben
Und sehn uns geschwisterlich nach“ [206]).

Es ist wieder dieselbe Liebe, die schon den Knaben beruhigte, wenn er sich im Spiel an der Natur vergangen zu haben glaubte. Selbst der Tod verliert seine Schrecken. An Doktor Bürger sehen wir das am deutlichsten. Der Tod Hannas hat ihn wieder zu sich selbst gebracht. Die Empörung des „Arztes“ gegen das Unabwendbare, sein Mitleid mit dem „Menschen“ Bürger und mit der Kranken haben ihn aus seiner Bahn gerissen und zur Auflehnung gegen Natur und Tod gebracht. Mensch und Arzt hatten sich zum ersten Mal verbündet. Aber nicht zu gutem Zweck: Mit vereinter Kraft wollten sie die Natur zwingen, ihnen zu Willen zu sein. Sie hatten die Ehrfurcht vor dem Göttlichen verloren; sie wollten in Bezirke eindringen, die ihnen ewig verschlossen bleiben sollten. Da rächte sich die Natur an ihnen durch Hannas Tod. Den „Arzt“ in Bürger schlägt sie dadurch nieder, aber den „Menschen“ läßt sie geläutert aus der Verirrung hervorgehen. In der Welt hält aber auch ihn, den Menschen, nichts mehr. Schon lang hat er mit ihr abgeschlossen. „In einer Welt wohnen, der man schon nicht mehr ganz angehört, der man schon nicht mehr viel schuldet, wie unverführbar macht es einen, wie frei und still“ [207]). Das laute Getriebe der Welt quält ihn, er versteht die Menschen in ihren Zwecken und Zielen nicht mehr. Er ist innerlich schon so weit von ihnen entfernt, daß all ihr Neid und ihre Bosheit ihm

[204]) Gedicht: „Gesang zur Sonne“ S. 27/28.
[205]) Gedicht: „Der Morgengang“ S. 53.
[206]) Gedicht: „Nymphenburg“ S. 87.
[207]) Dr. B. S. 41.

nichts mehr anhaben können: „Ich bin bis dicht an meine Grenzen ausgedehnt. Kein Groll kann mich verengen“ [208]). Er empfindet es nur noch als lästigen Aufenthalt, wenn er als Arzt in Anspruch genommen wird und als solcher noch mit Menschen in Verbindung treten muß: „Daß es mich immer wieder zwingt, Menschen in meine Nähe zu locken! Mich, den alles doch anbraust: Deine Zeit ist um“ [209]). Deshalb folgt er gern dem Angebot, seine Praxis zu verkaufen.

Sein Entschluß, die Welt auch körperlich zu verlassen, reift langsam zur Tat. Der geheimen Lockung und Aufforderung, die von Hanna dazu ausgeht, gibt er nach; er hat Vertrauen in den Tod, der ihm nun nicht mehr Feind, sondern Vollender des Lebens ist. „Vernichte mich, ich vertraue! Alle Schmerzen, alle Bitternisse, die aus Dir quillen, segn' ich; sie sind heilsam wie die Stiche der Bienen“ [210]). Seine ganze Sehnsucht richtet sich auf eine Wiedervereinigung mit der Natur. Die wiedererrungene Gewißheit, auch ein Teil aus ihr zu sein, macht ihn froh: „Ich, mit welchem Entzücken empfand ich in meinen klarsten Stunden, daß wir Stoff sind wie jeder schönste Stern. Und dann freute ich mich der Gestirne und des Todes“ [211]). Er weiß: „Du wirst mich zurücknehmen, tödlich formender Geist. Ich fühls an der unendlichen Stille, die jetzt bei mir einkehrt, an den Blicken, die Du mir manchmal öffnest. Die Masken des körperlichen Geschehens, die mich Eingeschüchterten oft erschreckten, Du lässest sie langsam fallen, mir ahnt durch tausend Wandlungen Dein wahres Gesicht“ [212]).

Er spürt mit jeder Fiber, daß ihn die Natur „wieder ruft“ und widersteht dem Ruf nicht, weil er weiß, daß er für das, was er gibt, „unvergängliche Gegengaben“ eintauscht [213]).

Ein erster Vorgeschmack dessen ist ihm die innige Vertrautheit mit dem vom Gewitterregen unverletzten Schmetterling, der ihm den Blick für das Unendliche öffnet. „Noch einmal brauste mir Mitleid in süßesten Stürzen über das Herz. — Und wunderbarer als die schillernden Augen, die mich sonst entzückten, wurden mir die rätselhaften Zeichen, mit denen die glanzlos grauen Unterflächen der Fittiche bedeckt sind, eine Schrift, unlesbar dem trüben Sinn — ich fühlte so nah meine Stunde“ [214]). Ein

---

208) Dr. B. S. 28.
209) Dr. B. S. 43.
210) Dr. B. S. 56.
211) Dr. B. S. 59.
212) Dr. B. S. 54.
213) Dr. B. S. 56.
214) Dr. B. S. 57.

befreiendes Gefühl überkommt ihn, „ein Schauer übergibt mich dem anderen, ich wittere die ewige Freiheit“ [215]).

Dies ist der in seiner zarten Innigkeit ergreifende Abschied vom Leben, „Von sich selber wegzureisen, dazu entschließt man sich auf einmal so leicht“ [216]). Er sehnt sich nach dem Ende, „wie sich das Laub vom Zweige sehnt“ [217]), und so ist das Trinken des Giftes nur ein Mittel, auch dem Körper den Tod zu geben.

Äußerlich gesehen, geht Bürger also zugrunde, weil er die Verbindung von Mensch und Arzt nicht herstellen konnte. Äußerlich gesehen, hat er auch das große Leben nicht bestanden, sondern ist feige vor ihm in den Tod geflohen. Aber von einem anderen, inneren Standpunkt aus betrachtet, stirbt nur der „Arzt“ Bürger, dessen Tod eine Flucht ist und der den Körper mit sich reißt, weil er eben mit ihm verhaftet ist. Der „Mensch“ Bürger aber lebt geistig weiter, wenn er auch körperlich noch zu schwach ist, den Arzt in sich niederzuringen. Für ihn ist das zur Rettung geworden, was den Arzt vernichtete: „Verweigerung, unerbittliche, kann eine große Heilkraft sein“ [218]). Auch geistig. Vom Standpunkt des Menschen aus ist der Tod ja auch etwas ganz anderes als ein Ende, ein dunkler Abschluß des Lebens. Es ist eine Wiedervereinigung mit der Natur, aus der das Leben neu entsteht, eine letzte Folge des Wunsches, ihr wieder ganz nahe zu sein. Freiwillig kehrt Bürger in der „Wesen heißen Kreis“ zurück. Als „Mensch“ gibt er sich der göttlichen Natur zurück, um an ihrer Hand erneut ins Leben zu gehen:

„Selber mich zu leiten, war Gebot mir.
Nun führt Größ'res“ [219]).

---

[215]) Dr. B. S. 10.
[216]) Dr. B. S. 59.
[217]) Gedicht: „Ausblick“ S. 33
[218]) Dr. B. S. 60.
[219]) Fl. S. 75.

b) Diese beiden ebengenannten Verse stehen in dem großen lyrischen Gedicht „Die Flucht", einem „Gedicht aus dem Nachlaß" Doktor Bürgers. Es trägt das Motto: „Ja, meinem Herzen am nächsten sind jetzt die Verlorenen, die, von denen ich weiß, daß ich sie nicht retten werde." Wie das Buch setzt also auch das Gedicht an der tiefsten Stelle ein, den der Weg Doktor Bürgers nimmt. Sein Beruf ist ihm zu Sinnlosigkeit und Qual geworden.

„O, wer hat mir dies angeflucht,
Daß mich kein Heilbarer mehr sucht,
Verlorne nur von Nah und Fern?
Ich bin wie ein verwünschter Stern,
Der falsch Erneuerung verspricht.
Gesundes Auge sieht mich nicht.
Nur wem sich schon die Nacht gesellt,
Dem steig ich abendrötlich auf,
Umgleiße seinen letzten Lauf
Und führ ihn sinkend aus der Welt" [220]).

An anderer Stelle heißt es: „Wie müdet's mich, den Schorf des Seins zu hegen" [221]).

Trotzdem hift er als Arzt noch so gut er es kann, wenn er innerlich auch nicht mehr dabei ist.

„So eifrig forscht kein Astronom
Nach schönem Licht im Weltendom,
Als ich durch dieses blanke Rohr
Nach menschlichem Verwesungsflor" [222]).

Aber das „Nur-Arzt-Sein" genügt ihm nicht mehr. Immer stärker erfaßt ihn die Sinnlosigkeit seines Tuns, weil er nur den „Kranken", nicht aber den „Menschen" mit seiner Kunst erfassen kann.

---

220) Fl. S. 63/64.
221) Fl. S. 64.
222) Fl. S. 64.

„Hätt' ich nie einem sein verwirktes Leben
Mit frevelhafter Kunst zurückgegeben,
Ich wäre besser, als ich bin“ [223]).

Er fühlt sich durch seine Tätigkeit den Dämonen ausgeliefert, die ihn ergreifen, weil er sich ihnen und dem Lauf der Natur entgegenstellen will:

„Der Schwall der Wesen schwankt mich fort,
Verworfnen Geist, zum Strom der Toten“ [224]).

Der Mensch in ihm leidet.

„Ich wohne, wo das Nichts gedeiht,
Und draußen braust und blüht die Zeit“ [225]).

Er kann es nicht mehr ertragen, wenn jeder sich vor ihm ohne Scheu enthüllt.

„Wenn Du mich siehst, wirst Du mit lauten Klagen Dich
Vor mir erniedrigen, wirst Deinen jungen Leib
Entblößen, fremdem Blick vielleicht zum erstenmal,
Doch nicht, daß ich vor seinem Wunder zittere,
Nein, tastend, pochend, horchend die Verderbnis frech
In ihm erspüre“ [226]).

Das hält er nicht mehr aus.

„Dem siechen Lehm sein Fünkchen aufzujagen,
Damit sich Körper körperlich behagen,
War dies mein ganzes Jugendglühen wert?“ [227]).

Er fühlt, wie auch der Mensch in ihm Gefahr läuft, ergriffen zu werden von dem Gefühl der Verlassenheit, das er nicht kannte, als der Arzt noch mit der Natur in enger Fühlungnahme stand.

„Als ich noch selbst voll Glauben war!
Da tat ein einzig Wort mehr Wunder
Als Pulver, Tränklein, all der Plunder;
Und jeder freien Gabe Glück
Sprang wie ein Ball in mich zurück“ [228]).

Der Arzt in ihm verhindert es, daß er zu sich als Mensch finden kann.

---

223) Fl. S. 68.
224) Fl. S. 66.
225) Fl. S. 64.
226) Fl. S. 65.
227) Fl. S. 68.
228) Fl. S. 66.

„Und alles Bitt're, alles Böse,
Wovon ich fremden Leib erlöse,
Längst ist's durch Augen, Ohren, Lungen
Mir bis ins inn're Blut gedrungen“ [229]).

Da soll ihm, wie im Buch, die Natur zur Helferin werden. Er flüchtet in die Berge, die ihm sonst immer neue Kraft gegeben haben.

„Euch, die Ihr über Tod und Leiden seid,
Euch Steine ruf ich: Helft dem irren Herzen
Und lehrt mich frei nach oben schauen!
Laßt mich, umsaust von Adlersluft,
Dem Blick der Freude Zinnen bauen
Und der Erinnerung eine Gruft“ [230]).

Doch vergeblich ist seine Hoffnung. Das Große in der Natur kann er nicht mehr verstehen, weil er als Arzt sich davor fürchten lernte. An das Kleine wendet er sich nicht.

„Dies Heil wird nicht ein zweites Mal erworben.
Kein Tun, kein Dulden, kein Kasteien
Hilft mir zurück auf jene innige Spur“ [231]).

Der Weg, mit der Natur in Verbindung zu treten, ist verschüttet. Sie verschließt sich ihm, weil er als Arzt ihre Geheimnisse erforschen wollte und ehrfurchtslos ihre verborgensten Gründe durchsuchte. Paul Ernst sagt darüber: „Der Instinkt war richtig, der ihn hinaustrieb; aber die seelische Kraft ist nicht mehr vorhanden, die Befreiung durch die Natur aufzunehmen“ [232]).

„Doch kaum, daß ich voll Glauben vor Euch stehe,
Bewegt mich schon ein Grauen Eurer Nähe;
Ihr seid so stumm und unbegreiflich groß.
Von Euren breiten glatten Seiten
Muß meine Andacht niedergleiten.
Was gälte Euch mein unbefestigt Los?“ [233]).

Von seiner Verständnislosigkeit schließt Bürger auf die der Berge, die der großen Natur, die sich um das Tun und Lassen eines Menschen nicht kümmert — seiner Ansicht nach, die aus seiner falschen, ärztlichen Voraussetzung heraus erwachsen ist. Der Druck des menschenvollen Tales lastet noch auf ihm. Er sieht nur die Krankheit und Vergänglichkeit seiner Patienten, aber er sieht nicht, daß sie wie die unerschütterlich erscheinenden Berge höhe-

---

229) Fl. S. 66.
230) Fl. S. 68/69.
231) Fl. S. 67.
232) Paul Ernst („Hochland“ Jhrg. 17, Bd. I).
233) Fl. S. 69.

ren, göttlichen Gesetzen unterliegen, die er nicht begreifen k a n n, weil er ihnen als Mensch selbst unterworfen ist und die er nicht begreifen w i l l, weil diese Tatsache dem Arzt in ihm zuwiderläuft. Auf Heilung und Stärkung verzichtend, will er wieder hinab ins Tal zu den Kranken, vor denen er geflohen ist. Da wird ihm die Erscheinung eines kranken Kindes zum Anlaß seiner Wandlung als Mensch u n d Arzt.

An dieser Stelle weicht das Gedicht vom Buch ab; denn dort macht ja nur der Mensch die Wandlung durch, den Arzt erschlägt der Tod Hannas. Hier aber werden beide geläutert. Bis in die Berge hinauf verfolgt ihn zwar auch im Gedicht das Bedrohende. Aber er geht nicht wie im Tal daran zugrunde, sondern findet in der Höhe auch als Arzt den Mut und die Kraft, zu schauen und dadurch das Grauen zu überwinden. Der Tod, dem das Kind zwar noch erliegt, verliert auch für den Arzt seinen Schrecken, er droht nicht mehr als endgültiger Schluß, sondern ist Mündung, aber auch Quelle des ewigen Lebensstromes, dem auch der Mensch zugeordnet ist: „Ihren Ursprung grüßt die Seele“ [234]). Das Grauen hat sich in Liebe verwandelt, und aus ihr wiederum erwächst neu die Verbindung mit dem Göttlichen, mit der Natur, eine Verbindung, der er sich sicher fühlt:

„Vögel, sind sie nicht begabt mit Botschaft?
Schwebt nicht stets ein heiliger Verkehr?“ [235]).

Im Buch war nur der Mensch gerettet worden, der Arzt aber untergegangen. Hier ist die Verbindung der beiden Bereiche gelungen. Auch als Arzt kann er jetzt durch Dunkel und Not gehen, weil er wie der Mensch gefestigt ist. Ruhig und gefaßt, wie es im Buch nur der Mensch tat, sieht im Gedicht auch der Arzt den Tod vor sich. Auch hier ist das Gift nur das Mittel, die letzte Schranke zwischen ihm und der Natur einzureißen.

„O Sonne, die ich schon versunken glaubte,
Auf Steingefilden mich im Zwielicht mühend,
Eh' sich die Spur noch stracks nach oben schraubte, —
Dort schwebst Du wieder, strahlenlos, gelb glühend,
Im tiefen Winkel zwischen schwarzen Schroffen.
Ich traue Dir und jedem großen Hoffen!
Der höchste Sinn wirkt seine seligen Feste
Aus dumpfer Leben Form und Lust und Pein.
Der Schrei, den irdisches Grauen mir entpreßte,
Kann Freudenruf im All der Geister sein.
Mein Gang enthallt ins Eiserne, Gewisse,
Mir ist so hell, — ergreift mich, Finsternisse!“ [236]).

234) Fl. S. 73.
235) Fl. S. 74.
236) Fl. S. 75/76.

5. KAPITEL.

In der Gestalt des Doktor Bürger war Hans Carossa in den Tod gegangen. Aber durch diesen „Freitod" („Selbstmord" wäre das verkehrteste Wort, das man wählen könnte), wird nun im „Rumänischen Tagebuch" der Ausgleich zwischen Mensch und Arzt gefunden, der in den „Schicksalen Dr. Bürgers" garnicht, und in der „Flucht" nur geistig zustandegekommen war. Im „Rumänischen Tagebuch" soll nun auch äußerlich die Kluft zwischen Mensch und Arzt überbrückt werden. Zum Beweis für die Lebensfähigkeit seiner körperlichen und geistigen Struktur wird er als Feldarzt mitten in den Krieg gestellt, diese für den inneren und äußeren Menschen furchtbarste Belastungsprobe. Der Mensch, ein Ewiges, wird in den Krieg, ein Zeitliches gestellt, in dem er sich zurechtfinden muß, weil es ja auch ein Teil seiner Aufgabe ist, „das große Leben" zu bestehen. Der Krieg ist dieses „große Leben". Doktor Bürger, als Feldarzt wieder lebendig geworden, hat einen schweren Stand, sich in diesem auch dichterisch wunderbar bewältigten Auf und Ab von Sieg und Niederlage, Kampf und Ruhe, Marsch und Lager zu behaupten, zuerst an den westlichen, dann aber in der Hauptsache östlichen Kriegsschauplätzen der verbündeten Heere. Es sind schwere Prüfungen, die dem Menschen und Arzt Carossa auferlegt werden. Er könnte sie wohl kaum bestehen, wenn der Dichter Carossa nicht eine Gestalt vor ihn hingestellt hätte, die völlig in sich selbst sicher ruht, weil sie ihre geistigen und körperlichen Kräfte zum Einklang gebracht hat. Ich meine den jungen Befehlträger Glavina, dessen eigenartige Aussprüche den Feldarzt nicht eher zur Ruhe kommen lassen, als bis er selbst seinen Weg gefunden hat: „Wären es bloß feine, kluge, wohlgesetzte Worte, so wollte ich mir nicht viel Mühe geben; aber oft klingt es wie Rufe eines Wahnsinnigen und umschwebt wie Bienen das Herz, man möchte sich davon entfernen und muß doch immer wieder hinhorchen" [237]).

Beauftragt, die abgehende Post mitdurchzusehen, kommt er ohne sein Dazutun immer wieder mit Glavinas Äußerungen in Berührung. Tief muß ihn ein Satz wie dieser beschäftigen: „Was

---

[237]) R. T. S. 139.

wäre das für eine geistige Einheit, die wegen der Explosion einer dummen Granate gleich auseinanderspränge?“ [238]).

Bei dem Arzt in ihm beginnt das Verständnis dafür. Gerade diese Seite seines Wesens berührt der Krieg ja außerordentlich stark. Kein Tag vergeht, ohne daß er nicht immer wieder in Anspruch genommen würde; Hunderte wollen Linderung ihrer Schmerzen oder Erleichterung des Todeskampfes aus seiner Hand.

Es ist selbstverständlich, daß das den Menschen in ihm nicht unberührt läßt, und zwar in solchem Maße, daß er Gefahr läuft, sich wieder in Mitleid zu verlieren und das Leben als unerträglich von sich zu werfen, weil alle ärztliche Kunst vor dem Willen der Natur nichtig wird. Der Mut zum Schauen hilft nicht mehr, das Grauen vor dem Ungeheuren, dem Schmerz, dem Todesschrei, der Verstümmelung zu überwinden und dann in Liebe zu verwandeln. Er fürchtet nicht mehr den Tod an sich; den hat er als Doktor Bürger in den „Schicksalen“ und der „Flucht“ überwunden. Hier ist es die Qual zum Tode, die ihn entsetzt.

Der Anblick des Efeus rettet ihn und wird ihm zum Symbol:

„Efeu rankt
Mitten auf eisiger Halde.
Sein unvergilbliches Grün
Gibt Ruhe schneeblinden Augen.

Frost umgreift
Kristallen
Das Mark Eures Lebens,
Ihr harten Blätter.
Doch Ihr grünet
Mit eigener Kühle,
Unverführbar
Fremden Genien,
Werdet grünen
Schön wie heut einst
Nach dem Sturmtag,
Wenn die silberne Wildnis
Dem glühenden verfiel.

Mich aber erwartet im Tal
Die versengende Liebe
Der Sterbenden.
Drum, Du seliger Efeu,
Vor ich niedersteige,

---

[238]) R. T. S. 10/11.

Laß mich pflücken ein Laub!
Trinkend von dessen Rande
Reinen Reif Deines Hauches,
Tauf ich mit Lebenskälte
Mein schnell verflammend Herz“ [239]).

„Lebenskälte“ will nun nicht heißen: Teilnahmlosigkeit an dem Leiden anderer, Hartherzigkeit, Starrheit und ein Sich-Abschließen von den Strömen des mitleidheischenden, tätigen Lebens; es meint vielmehr ein Aufgeschlossensein gegenüber fremdem Leid, Mitgefühl und Verständnis für andere, aber nicht plan- und maßlos, sondern weise und sinnvoll ausgeteilt. Wie der Efeu seine Kraft nicht in einem Sommer ausgibt, sondern so einteilt, daß er auch den Winter zu überdauern oder mörderische Hitze zu ertragen vermag, so soll auch der Mensch seine Kraft weise einteilen. damit er nicht plötzlich vor dem Chaos steht und darin untergeht. Das „schnellverflammende“ Herz reibt sich in Mitleiden auf, es brennt darin lichterloh wie Strohfeuer. Aber bald, wenn größere Prüfungen an es herantreten, erlischt es und läßt nur wenig wertlose Asche zurück. Das „mit Lebenskälte gepanzerte Herz“ aber ist eine beständige Glut, die weithin ihre Strahlen und ihre Wärme sendet und ein Gefühl des Geborgenseins verbreitet. Doktor Bürger hatte als Arzt im Buch noch jenes Herz. Deshalb mußte er untergehen. Im Gedicht war ihm sein Fehler zwar schon bewußt geworden, aber als „Ganzes“, als Verbindung von Mensch und Arzt, war sein Wesen auf den Tod gerichtet, hatte er noch nicht jenen Grad der „Lebenskälte“ erreicht, der ihn auch körperlich im Leben hätte halten können.

Hier, im „Rumänischen Tagebuch“, wird auch das erreicht. Mitten in der ungeheuren Vernichtungswelle des Kriegs, die alles um ihn herum zerschlägt, erhebt sich plötzlich in dem Feldarzt Carossa der Lebenswille und behauptet sich. Die nun endgültig gesicherten Bestände aus der Kindheit und den Jünglingsjahren können jetzt auch die schwerste Belastungsprobe aushalten, eben weil die errungene „Lebenskälte“ sie vor der Verschleuderung schützt.

Sogar im eigenartigen Wechselverhältnis wirken die beiden Kräfte aufeinander ein: Die Naturbindung hält den Dichter in der Flut der Ereignisse aufrecht. Umgekehrt bewirkt aber auch der Krieg, daß er sich doppelt stark an jene erinnert. Die schöne Folge davon ist, daß gerade jetzt in der schwersten Zeit die beiden, entwicklungsgeschichtlich so bedeutsamen Bücher „Eine Kindheit“ und „Verwandlungen einer Jugend“ entstehen. Der Dichter ver-

---

239) Gedicht: „Todeshymne“ S. 48.

sucht selbst, diese Wechselwirkung zu erklären: „Wie es geschehen mag, daß auf die dunkelsten Rufe der Welt von innen helle Antwort kommt, dafür wird mancher eine Deutung haben. Eine liegt mir sehr nahe. Das Kind lebt jeden Augenblick seines Daseins ganz. Es blickt mit einem Ernst, einer Geradheit, einem hellsichtigen Vertrauen dem Leben entgegen, die wir später fast nur noch im Traum erfahren. Es weiß nichts von der Schwere, nichts von den dunkeln Wegen des Erwachsenen, der das Ewige nicht mehr sehen will und immer wieder von sich selbst abfällt, bis ihn plötzlich ein Ereignis in den Kern hinein erschüttert. Da gedenkt er wieder seines Beginns und des ungebrochenen Lichtes, das ihn damals umleuchtete“ [240]).

Die tiefe Erschütterung geschieht durch den Krieg, der den ganzen Menschen Carossa bis ins Innerste packt und nur das schont, was wirklich Bestand hat. Der Krieg ist das Schmiedefeuer, in dem der Charakter geglüht wird, bis sich die letzten Schlacken von ihm loslösen und nur das Wesentliche bleibt. Carossa geht es nicht anders. In den „Schicksalen Doktor Bürgers“ war ihm das Arzt-Sein noch das Höchste. Alles andere mußte davor zurückstehen, der eigene Mensch wurde dabei auf's Spiel gesetzt, galt es doch, die lebensflüchtigen Seelen noch einmal dem drohenden Tod zu entreißen. Jetzt ist das anders geworden: „Während des Untersuchens wurde wieder einmal offenbar, wie sehr doch das lange Kriegsleben die innere Gestalt verändert. Was durch Jahre tägliches Geschäft gewesen war, das Durchspüren der Organe nach den Herden des Zerfalls, es will nicht mehr so recht von der Hand gehen. Ja, mir kam vor, als wär's ein gröbliches, verfängliches Beginnen, blasse Magie, die weder guten Tod noch gutes Leben bringt. Ich glaube, mancher Arzt wird künftig seinen Kranken anders gegenüberstehen als bisher“ [241]). Der Krieg gibt dem Arzt also die Bestätigung, daß es Wesentlicheres gibt als körperliche Heilung: „Und seltsam, nicht mehr als niedrig-widriges Zehrergezücht erschien mir auf einmal das dunkle Reich der Mikroben, vielmehr als eine heilig-schreckliche Macht, verbunden und pflichtig den stärksten Energien der Natur. Solche zu bekämpfen, kann jetzt kaum unser Dienst sein“ [242]).

Immer sicherer beginnt der Arzt in dem wiedererrungenen Vertrauen zur Natur zu ruhen. Als schönes Zukunftsbild sieht er einen anderen Arzt bei der Arbeit, zu dessen letzter Klarheit er jetzt allerdings noch nicht durchdringen kann. „Diesen Arzt scheint nichts zu drängen und zu hetzen, und ob er blutende Schlagadern unterbindet oder zerbrochene Glieder in Schienen

---

[240]) Carossa: Autob. Skizze, „Literatur“, Jhrg. 28, Heft 8.
[241]) R. T. S. 59/60.
[242]) R. T. S. 61.

schmiegt, seinen Händen legt sich alles wie von selber zurecht. Das innig-nüchterne Handeln, zu dem auch wir hinstreben, hier geschah es inmitten ungeheurer Zerstörungen still und klar“ [243]). Die veränderte, geläuterte Haltung des „Arztes“ wirkt natürlich auf den „Menschen“, dem die dunklen Worte Glavinas allmählich klarer und verständlicher werden, weil er jetzt selbst auf dem Weg geht, den dieser eine Stufe über ihm weiterschreitet. Der Satz Glavinas von der geistigen Einheit, die durch die Explosion einer „dummen Granate“ nicht gefährdet ist, entspricht schon so seinem eigenen Denken, daß er in einer Lage, die in ähnlicher Weise Glavina zu seiner Äußerung veranlaßt haben mag, wie dieser empfindet: „Wir sahen österreichische Krankenträger auf uns zukommen, die vorsichtig auf Bahren drei kleine verhüllte Gestalten dahertrugen. Es waren Kinder einer Flüchtlingsfamilie, die beim Spielen eine scharfe Handgranate gefunden, sich darum gebalgt und dabei die Schnur herausgezogen hatten. Die Explosion hatte die Mutter, die gerade Kochfeuer anzünden wollte, getötet, die drei Kleinen schwer verwundet. Die Großmutter, Siebenbürger Sächsin, die weinend den stillen Zug begleitete, meinte, man müsse solche Vorfälle den Kaisern und Königen der ganzen Welt zu wissen machen, damit sie traurig würden und von dem gottlosen Kriegführen abließen. Indessen war auf einmal die Sonne freigeworden und beleuchtete sehr hell einen hohen Berg, der allen auffiel. Der untere Teil zeigte fahlgrüne, mit Steinen durchsetzte Matten, dann folgte, wie mit Sorgfalt umgelegt, ein schmaler Tannengürtel, und aus diesem spitzte sich schneeglänzend eine mächtige Pyramide in das zerfließende Grau. Der feierliche Anblick bannte jeden; sogar die alte Frau verstummte, und ich, darf ich mir's zugeben, daß das Jammerbild der zerfetzten Kinder mir im Nu völlig ausgelöscht war? Daß es mir in der herrlichen Schau zerschmolz, als wäre es zufällig und nur am Rande geschehen wie die meisten Begebenheiten der Zeit, dort aber, geltend und geisterbehütet, stünde ein geheimes Gesetz, das längst all unsere Leiden und Schrekken übernommen hat“ [244]). Hier ist der Krieg als irdische Zufälligkeit überwunden, er ist zur unabwendbaren Prüfung geworden, „ein Diesseitiges, an dem wir unser Jenseitiges zu bewähren haben“ [245]).

„Er war uns mehr als Trug,
War etwas vom Gestirn uns Angetanes
Und ließ uns Raum zu freier Tat genug“ [246]).

---

[243]) R. T. S. 95/96.
[244]) R. T. S. 31/32.
[245]) Martina Wied: „Zeitwende“, Jhrg. 1, Heft 8.
[246]) Gedicht: „Ausklang“ S. 101.

Die geistige Einheit ist hier erreicht und kann nicht mehr zerstört werden. Mensch und Arzt, Wissen um Höheres und zeitgebundenes Mitleid sind hier zum schönsten Einklang gebracht.

Mehr und mehr wird der Krieg als solcher zu einer bloßen Nervensache, die zu überwinden keine allzu große Anstrengung mehr kostet: „Auch lebe ich, vielleicht unter Glavinas Eingebungen, wachsamer als früher und mache mir aus unserem Zug nicht viel mehr und nicht viel weniger als ein großes Abenteuer“ [247]).

Mensch und Arzt, beide wissen, daß es darauf ankommt, im Jenseitigen zu bestehen; das äußere Geschehen, das durchlebt werden muß, ist nur eine der tausend Wandlungen, die nachher wie Masken abfallen. Für die Bildung des Wesenskernes ist es also ohne Bedeutung. Es darf nicht zur Hauptsache werden, darf nicht den Menschen so beanspruchen, daß er den Weg verliert und im Äußeren stecken bleibt. Der Feldarzt Carossa ist zu dieser Erkenntnis durchgedrungen, und aus ihr heraus zieht er sich ganz auf sich selbst zurück. Noch ist es wieder Glavina, dem die Worte in den Mund gelegt sind: „Die Welt, die rauhe, rohe, ungeheure, ich lebe jetzt in ihr wie in dem Innern einer feinen, heftig schillernden Seifenblase und halte den Atem an, um sie nicht zu zersprengen“ [248]). Das anscheinend Widersinnige dieses Satzes wird besonders deutlich, wenn man Anfang und Ende zusammenbringt: „Die Welt, die rauhe, rohe, ungeheure, ich halte den Atem an, um sie nicht zu zersprengen.“ Aber das Mißverständnis klärt sich, wenn man tiefer sieht. Albrecht Schäffer sagt darüber: „Das ist ein Wort, das durch seine gelassene und lichte Bestimmtheit einleuchtend, einfacher scheint, als es ist. Denn wenn gesagt wird, einer lebe in der ungeheuren Welt wie in einer Seifenblase, so ist als geschehen vorausgesetzt die unvorstellbare Leistung: Die Verwandlung des Rohen in das Zarte, des Tragischen in das Heitere, des Zermalmenden in das Quellende, der Ängste in die Gefaßtheit. Aber mehr noch: Ich halte den Atem an, heißt es, um sie nicht zu zersprengen — und das bedeutet die tiefere Wandlung, ja die ganze Umkehrung in der Vorsicht, das nicht zu zerstören, was selber noch eben das Zerstörende war. Aufgehoben wurde die ewige Vertilgungsdrohung des rohen Stoffs, und es erscheint die Behutsamkeit des Atems, der die luftleichte Form zu vernichten fürchtet. Ja, so ist Stoff verwandelt zu Form, Drohung zu Gefaßtheit, und der Haß des Feindes entkräftet durch das Mitleid mit ihm“ [249]).

Er lehnt sich nicht mehr, wie als Doktor Bürger, gegen die scheinbare Gewalt auf, er löckt nicht mehr wider ihren Stachel;

---

247) R. T. S. 46.
248) R. T. S. 47.
249) B. d. D. S. 13/14.

sondern beschränkt sich auf sein Maß. Hausenstein nennt es „heroische Passivität, die dem Krieg nur das Ertragen entgegensetzt“ [250]). Nun wird auch das seltsame Wort verständlich, das dem Buch als Motto dient, wieder ein Ausspruch Glavinas, aber bereits zum geistigen Eigentum des Arztes geworden: „Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange“ [251]). Die Schlange ist hier der Krieg, der die seelische Einheit des Menschen vernichten will, jenes Licht, das ihn zum Hohen hinführt. Aufgabe des Menschen ist es nun, wenigstens in seinem Bereich das „Licht“ zu wahren, wenigstens hier nicht den Krieg, den Alltag, die Welt überhand nehmen zu lassen, sondern gerade jetzt zum Wesentlichen vorzustoßen. Das Irdische, der Krieg, darf nicht den Blick auf das Höhere verdecken. Dieses ist die Hauptsache, nicht jenes: „Bleiben wir im engsten Kreise wachsam! Wenn einer vom eigenen Mittelpunkt aus das Nächste, Notwendige erkennt und löst, wie kann ein wandelnder Stern gegen ihn sein? Er hat sich dem Geist aller Sonnen verbunden, immer dient er den Gängen des ewigen Spiels“ [252]). Dieser Festigkeit und Klarheit kann das Ungeheure, der Tod, nichts mehr anhaben. Er ist ein für allemal seiner Schrecken beraubt und nie mehr zu fürchten.

Aus dieser Gesichertheit heraus erwächst aber auch hier Ehrfurcht und Demut, die in den „Schicksalen Dr. Bürgers“ auf andere Art erreicht wurde. Ehrfurcht vor der Macht, die jedem Menschen Grenzen zieht und die er nicht ohne schwere Schädigung seines Wesens beleidigen darf. Als „Arzt“ Bürger hatte er diese Grenzen nicht anerkennen und sich gegen sie auflehnen wollen. Die Strafe blieb nicht aus. Erst jetzt, im Krieg, angesichts der furchtbaren Ereignisse, die ihn dankbar werden lassen für das größte Geschenk der Natur: für das Leben, wird ihm bewußt, daß es ein Göttliches gibt, in das der Mensch nicht eindringen darf: „Vor den Antlitzen der Toten erstirbt jedes nicht ganz wahre, nicht ganz nüchterne Wort wie in luftleerem Raum“ [253]). Und an anderer Stelle heißt es: „Den Schmerz, der den Menschen dahin verhärtet, wo es kein Hungern, kein Frieren, keine Tränen mehr gibt, den Schmerz, der Trost und Wohltat mit weihender Beschwörung zurückweisen muß, dies letzte große Heiligtum der Menschen, jedem höchsten Genius verwandt, soll man es zerschwatzen?“ [254]). Diese Ehrfurcht vor dem Großen, dem Menschen Unerklärbaren, verändert überhaupt dessen ganze Stellung zu seiner Umgebung: Mitten im Krieg öffnet sich ihm wieder der

250) B. d. D. S. 106.
251) Motto des R. T.
252) R. T. S. 77.
253) R. T. S. 77.
254) R. T. S. 67.

Blick für das Kleine, das er nun wieder besonders liebt. Im „Rumänischen Tagebuch" zeigt sich das vor allem im Verhältnis zum Tier. „Etwas Seltsames, ein kleines dunkles Tier", „einer aufziehbaren Blechmaus ähnlich", „aber größer und nahezu schwarz" [255]) scheint wichtig genug, zwischen der schweigenden Betrachtung eines Totenfeldes und der Entgegennahme eines Marschbefehls die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, „ein Eselchen, ein rabenschwarzes, mit weißen Ringen um die Augen, am ganzen Leibe noch dampfend von seiner frommen Mühsal" [256]), wird von den Soldaten beinahe als das höchste Göttliche verehrt.

Auf das Erlebnis mit der Katze will ich näher eingehen, übt es doch auf Mensch und Arzt die tiefste Wirkung aus. Der Dichter sagt selbst davon: „Heute mittag wurde ich Zeuge einer Szene, die, für sich betrachtet, vielleicht nichts bedeutet, und doch ist mir, als ginge sie mich und manchen anderen an" [257]) und dann erzählt er von dem Leben, besonders aber von dem Leiden und Sterben des kleinen Tieres, „dessen Geschichte doch auch zu meinem Tag gehört" [258]). Als es noch lebte, kümmerte sich keiner darum. Es sollte sogar als lästig und überflüssig getötet werden. Jetzt, da es sich vom betäubenden Schlag etwas erholt hat, erregt es plötzlich das Mitleid aller: „Als wäre es durch sein Leiden in göttliche Nähe gerückt, hatte man fast Ehrfurcht vor ihm, besonders die Kinder" [259]). Durch eine Einspritzung erleichtert der Arzt ihm das Sterben und fast behaglich schläft es für immer auf seinen Füßen ein. Großes geht während dieser Zeit in dem Feldarzt vor. Er selbst wird durch den Tod des Kätzchens in göttliche Nähe gerückt, die Gnade Gottes geht über ihm auf und macht ihn zur letzten Erkenntnis reif. Das Sterben Hunderter von Kameraden, ihre Schmerzen und ihr Tod haben ihn nicht so erschüttert wie der Tod des kleinen Tieres — ein Beweis für ihn, daß Gottes Wirken an nichts gebunden ist. Im Menschen versagt sich oft, was sich im Tier offenbart. Auch das Unscheinbare, Gering-Geschätzte kann zum Gefäß göttlicher Gnade werden: „Durch das kleine Tier zur Ruhe gezwungen, bemerkte ich übrigens bald eine Veränderung an mir, eine seltsame innere Stille und Gesammeltheit, wie sie, glaub ich, die Mönche als Einkehr bezeichnen. Der Körper empfand sich leichter, das Denken geschah freier und sicherer als sonst. Lebhafte Vorstellung vom Wesen gewisser Krankheiten drängten sich als erstes auf; ich wußte plötzlich, daß man sie weit einfacher behandeln könnte als bisher. Dabei blieb mir immer

---

255) R. T. S. 77/78.
256) R. T. S. 87.
257) R. T. S. 118.
258) R. T. S. 120.
259) R. T. S. 122.

bewußt, daß es Matschka war, der ich den gesteigerten Zustand verdankte, und nie vielleicht bin ich mehr davon überzeugt gewesen, daß wir nicht nur von Menschen, Geistern und Sternen, sondern oft auch von Tieren, Pflanzen, ja sogar von unbelebten Stoffen unmerklich zu uns selber geführt werden, worauf am Ende doch alles hinausgeht, was wir Gnade nennen“ [260]). Endgültig hat er wieder die Verbindung mit der Natur neu geknüpft, das Drohende droht nicht mehr, er hat es zur allverbindenden Liebe verwandelt, die alles Sein umfaßt. In dem Gedicht „An eine Katze“ findet das seinen besonders tiefen Ausdruck:

„Lautlos geht eine Türe,
Alles wird ungewohnt.
W e n n i c h d i e S t i r n D i r b e r ü h r e,
F ü h l i c h a u f e i n m a l d e n M o n d.

Woran denkst Du nun? An Dein Heute?
Was Du verfehlt und erreicht?
An Dein Spiel? Deine Jagd? Deine Beute?
Oder träumst Du vielleicht,

Frei von versuchenden Schemen
Grausamer Gegenwart,
Milde teilzunehmen
An der menschlichen Art,

Selig in großem Verzichte
Welten entgegen zu gehn,
Wandelnd in einem Lichte,
Das w i r b e i d e nicht sehen?“ [261]).

Das Tier wird zum Mittler zwischen Mensch und göttlicher Natur. Wenn es seine Sendung erfüllt hat, taucht es wieder unter in das All. Nicht ihn allein hat der Tod des Tieres mit sich selbst weiter gebracht. Auch der Bauernbursche, der die Katze töten wollte, ist verändert: „Schön ist es immer anzuschauen, wenn den rohen Menschen das Ewige anfällt, — ehren wir jede Erleuchtung, jeden verwandelnden Schrecken! — Ich möchte dafür einstehen, daß der Knabe nie wieder seine Hand gegen die Kreatur erheben wird, — gebe Gott jedem sein Tier und seine Sünde, die ihn erwecken“ [262]).

Nun, da er zur Ruhe in sich selbst gekommen ist, kann auch der „Führer“ Glavina sterben. Der Dichter braucht seinen Körper nicht mehr, weil seine Worte weiterleben. Wie Hanna in den „Schicksalen Dr. Bürgers“ hat auch Glavina gleichsam nur

---

260) R. T. S. 123/124.
261) Gedicht: „An eine Katze“ S. 96/97.
262) R. T. S. 126.

als „Entwicklungsförderer“ des Carossaschen Ichs seine Daseinsberechtigung. Seine Gestalt wird überflüssig, sobald er seine Aufgabe, seinen Zweck erfüllt hat. Ein starker Egoismus spricht aus dieser Tatsache, die nur dadurch ihre Härte verliert, daß es dem Dichter um die letzte Erkenntnis seines Wesens zu tun ist und er darum kein Mittel scheut, das zu erreichen.

Hanna und Glavina sind nicht die einzigen dieser „Entwicklungsförderer“.

Zu den Menschen, die ihn unmerklich zu sich selber geführt haben, gehören auch die Bauersleute der Gegend, in der er den Feldzug miterlebt. Hierher gehört das Bild der jungen, trunkenen Bäuerin, deren Gesicht „vor Lebensgier totenhaft“ erscheint [263]), das Bild der alten halbnackten Frau, die im tiefsten Schmerz um ihre Toten trauert und „warnend und beschwörend“ [264]) jedem Näherkommenden Erde entgegen streut, hierher gehört vor allem die Begegnung mit jener Bäuerin, die als letzte aus dem umkämpften Gebiet flieht und als erste wieder dorthin zurückkehrt: „Zuletzt begegnete uns ein kleiner Leiterwagen, von schön gehörnten silbergrauen Stieren gezogen. Führerin des Gespanns war eine große Frau mit schwarzem Kopftuch, langem braunem Mantel und einem Stab in der Hand. Ein Kind, sein Püppchen an sich gepreßt, saß oben auf wirr zusammengeraffter Habe; ein alter Mann und ein junges Mädchen schoben nach und lasen auf, was etwa herabfiel. Ein Knabe, kaum 10 Jahre alt, mit wunderbar entrücktem, unbegreiflich heiterem Gesichtchen, lief neben dem Wagen her und summte wie aus tiefer Geborgenheit eine Weise. Unter dem linken Arm trug er ein schwarz eingerahmtes Bild, mit der Rechten langte er von Zeit zu Zeit Maiskörner aus der Tasche und gab sie einem Stierkälbchen zu fressen, das, am Wagen angebunden, mithüpfte“ [265]).

(Das Bild mag in späterer Zeit den Dichter noch zu der „Flucht“ [266]) angeregt haben, dem Gedicht, in dem dasselbe Motiv behandelt wird.)

Wieder begegnet ihm auf dem Rückmarsch dasselbe Gespann: „Das Kind, in Decken gewickelt, mit Pelzen bedeckt, schlief auf dem Wagen, die Tochter schob nach, der Greis, mit bereiftem Bart, schleppte sich hinterdrein. Abseits, dicht am Ufer, ging der Knabe, dick behandschuht, das Bild unterm Arme, man sah unter zersprungenem Glas ein segnendes Jesukind mit rotem Kleidchen auf Silbergrund“ [267]). Voll Gottvertrauen ziehen sie wieder in die

263) R. T. S. 155.
264) R. T. S. 64.
265) R. T. S. 132/133.
266) Gedicht: „Flucht“ S. 92.
267) R. T. S. 152.

gefährdete Heimat zurück. Und wenn auch, wie in dem Bauernhaus, in dem die Soldaten nächtigen, ein äußeres Symbol des Glaubens fehlt, durch rohe Kraft vielleicht zerstört, „dem Blick der Frommen aber ist es sichtbar alle Zeit“ [268]). Sie tragen Gott im Herzen, nicht auf der Zunge.

Lange noch hält den Dichter das Bild der Frau und ihrer Angehörigen fest. Auch die „Epistel des Mädchens von Dobrowlany“ [269]) ist davon beeinflußt. Die Gestalten dieser Menschen festigen die Einheit zwischen Mensch und Arzt noch mehr. Er ist seelisch jetzt so stark, daß er selbst Kraft ausstrahlen kann. Und auf wen anders könnte er es im Kriege tun als auf die Kameraden, die wie er zu leiden haben?

Das Gefühl der Gemeinschaft ist im „Rumänischen Tagebuch“ sehr stark ausgeprägt. Das gemeinsame Erlebnis schweißt die Menschen zu einem stählernen Ring zusammen. Die wahre Natur kommt zum Durchbruch, und wer sich in den Ring nicht einfügen will, wird unerbittlich ausgeschlossen. Das Unechte, Äußerliche, wird schnell erkannt, aber wer wie der Major, „der kleine graue Dämon“ [270]), ein Vorbild der Selbstüberwindung ist, „der gehört schon einmal zu uns und unserm Schicksal.“ Das Gefühl für das Echte ist untrügbar, und gerade der Major, den viele in seiner Art verkennen, besteht vor den prüfenden Blicken: „Er ist doch unser Kamerad, und sein dürftiges, fahlgraugrünes Umhängchen, stearinsteif von den Kerzenlichtern vieler Unterstände und verdreckt von allen Erden Frankreichs und Flanderns, ist uns wahrlich ehrwürdiger als der nagelneue Prunkmantel des Herrn Oberstleutnants vom Bahnhof“ [271]).

In Zeiten der Untätigkeit lockert sich wohl einmal das Zusammengehörigkeitsgefühl, um dann aber, in Zeiten der Gefahr, doppelt schön aufzuleuchten und den Ring der Kameraden zur uneinnehmbaren Festung zu machen: „Das gemeinsam Erlebte sovieler Monate . . . ., man merkt mit einer Art Schrecken, daß es Eigentum und innerster Bestand geworden ist, daß man es, ohne von sich selber abzufallen, nicht mehr wegwerfen kann“ [272]).

Das Buch schließt mit dem Hymnus Glavinas, den der Feldarzt aus den knappen und verwischten Aufzeichnungen des Gefallenen entziffert hat. Mitten in der furchtbaren Beschießung einer Pulvermühle, in deren Nähe er mit den Kameraden Schutz gesucht hat, liest er ihnen die hymnischen Strophen vor. Wie ein gemeinsames Band umspannt sie alle plötzlich der Zauber und

---

268) R. T. S. 166.
269) Gedicht: „Das Mädchen von Dobrowlany“ S. 89.
270) R. T. S. 37.
271) R. T. S. 18.
272) R. T. S. 52.

die Wahrheit dieser Worte von Tod und Leben: „Ja, die gepreßte Stunde, wo Tod und Leben dicht beisammen sind, es ist, als festige und läutere sie den Grundstoff der Naturen, und wie eine schlechte Bleiglocke, getaucht in reinen Sauerstoff, auf einmal klingt wie eine silberne, so beginnt jeder in seinem eigensten Wesen zu tönen“ [273]).

Wie ein äußeres Zeichen dafür, daß Gott überall seine Hand über uns hält und uns schützt oder fallen läßt, wie er will, „wippt“, unbekümmert um die Explosionen in der Mühle, „auf naher Birke ein winziger grauer weißbauchiger Vogel; Schnee naschend von jedem Zweige, hüpft er unermüdlich auf und ab“ [274]).

Er zeigt, wie wenig und gering, von höherer Warte aus gesehen, der Krieg ist, nur als Prüfung für unseren seelischen Menschen hat er Wert. Über seinen Gefahren das Wesentliche nicht zu vergessen, darauf kommt es an: „Selig, wer Flügel regt mitten in Zeitengruft! Heil schöpft er aus Unheil. O, und wenn Welt vergeht und neue erst unkenntlich gärt, immer dann schwebt eine tiefe blaue Stunde voll Freiheit und voll Hellgesicht, wo Rhythmus-Woge Geister hebt, bis die ganz neues Ufer schaun und nun erst recht sich freun des Flugs“ [275]).

Gefestigt geht er aus dem Krieg hervor. Sein Dasein ist nicht mehr dem Tod zugewandt, sondern dem Leben, voll Freude an seinem Kampf, voll Zuversicht in seinen Sieg. Das Vertrauen in das „Größere, das nun führt“, gibt ihm nun wieder die Sicherheit und die Kraft, das Leben zu bestehen.

---

[273]) R. T. S. 182/83.
[274]) R. T. S. 182.
[275]) R. T. S. 185.

6. KAPITEL.

a) Als Mensch und Arzt hat er das Ziel erreicht, das in dem Ausgleich des Gegensatzes liegt. Die Aufgaben, die ihm gestellt waren, hat er gelöst. Er hat nach den Irrwegen in den „Verwandlungen" (Naturentfremdung) und den „Schicksalen Doktor Bürgers" (Angst vor der Natur) in der „Flucht", besonders aber im „Rumänischen Tagebuch" das Grauen überwunden, und seine Widerstandsfähigkeit auch im täglichen Leben bewiesen. Er hat das große Leben bestanden und dabei doch die Sterne über sich gefühlt. Im Ausgleich dieser beiden Bereiche hat er dann die Kraft gefunden, den „kristallnen Leib im Leibe langsam Glanz gewinnen zu lassen" und „das Licht aus dem Rachen der Schlange zu rauben". Seine Hilflosigkeit, aus eigener Machtvollkommenheit und ohne höhere Unterstützung zum Ziel zu gelangen, hat er bald einsehen müssen, nachdem er so schnell als Dr. Bürger gescheitert war.

Die Stufe der Kindheit ist in gewisser Hinsicht wieder erreicht. Aber sie ist doch verändert. Sie ist nicht mehr der Ort, an dem ganz aus dem Gefühl heraus die Verbindung mit dem Göttlichen hergestellt worden war, und er als passives Kind ihre Segnungen genoß, sondern sie ist jetzt die Stufe, die den aktiven Menschen in einem zwar vom Verstand her mitbestimmten, aber deshalb nur näheren Verhältnis mit ihr zeigt, weil eben die Bindung eine doppelte geworden ist. (Nur ganz kurz soll hier auf den geistesgeschichtlichen Zusammenhang mit der dreiaktigen Kulturphilosophie der Goethezeit hingewiesen werden: Naive Vollendung, Zerrissenheit, bewußte Vollendung!)

Aufgabe des Menschen ist es, mitzuarbeiten, nicht träge auf das Glück zu warten, sondern nach dem Größeren hinzustreben und sich ihm wert zu machen. Gerade diese Arbeit an sich ist es, die von Stufe zu Stufe aufwärts führt. Immer reiner und schlackenloser entwickelt sich der Mensch von einer zur anderen, so wie sich auch die Rose „dem Geist von Jahr zu Jahr verherrlicht" [276]). Carossa beschäftigt dieses Problem des Sich-

[276]) Gedicht: „Ausklang" S. 101.

entwickelns sehr stark. Immer wieder sucht er es in neuen Wendungen zu erfassen, so auch in dem Gedicht „Von Lust zu Lust“ [277]).

Noch im tiefen Graun der Zeugung
Fühl ich Sehnsucht, ahn ich S t u f e.

Einmal muß ich Welle werden,
Muß im Rausch des Tiers zerfließen,
Erst aus ganz gelösten Erden
Kann der Stern zusammenschießen.“

Oder auch in dem „Monolog des Taschenspielers“

„Führet sie
Gehorsam streng auf immer f r e i e r e n S t u f e n
Ins heilig offene Leben ein“ [278]).

Nirgends aber schöner als in der Strophe des Gedichts „Geist und Schmetterling am Ufer“ [279]), die ich fast das Glaubensbekenntnis C a r o s s a s nennen möchte:

„Urseele, die nicht endet, nicht beginnt,
Selbst formlos nur in Formen lebt und sinnt,
Sie hat mich in die Luft hervorgerufen.
Sie weiß für mich n o c h v i e l e, v i e l e S t u f e n,
Und jede macht mich lauterer und neuer.
Am Ende werd' ich wohl als reines Feuer
Der alten Flamme wieder zugezündet,
Mein Glück erfüllt, mein heiliger Lauf geründet.“

Hier ist alles zusammengefaßt, was den Menschen C a r o s s a angeht. Er selbst hat diese Stufen durchlebt: als Kind, als Jüngling, als Dr. Bürger und schließlich als Feldarzt. Immer leuchtender hat sich sein Wesen herauskristallisiert, immer unbeirrbarer wurde sein Blick für den richtigen Weg, und immer tiefer und reiner wurde seine Liebe zu allem, was um ihn war.

Mit dieser Steigerung und langsamen Reife seines Wesens ging eine Wandlung seines Gottesbegriffs Hand in Hand. Beginnend bei der gedankenlosen Hingabe des Kindes an das Gefühl der mütterlichen Geborgenheit, übergehend zu den Zweifeln der Jünglingsjahre, sich verirrend in völliger Ichbezogenheit („Kann doch keiner tiefer stürzen als zurück in sein eigenes Herz“) [280]), lehnt er sich im Mannesalter sogar gegen das Göttliche auf, bis er über die Vermittlung des Tieres (Katze) und des Menschen (Emerenz) schließlich gipfelt in dem durchgeistigten, klaren

---

277) Gedicht: „Von Lust zu Lust S. 66.
278) Gedicht: „Monolog des Taschenspielers“ S. 114.
279) Gedicht: „Geist und Schmetterling am Ufer“ S. 19.
280) Dr. B. S. 13.

Wissen um das Vorhandensein eines „Sinnes in sich, der mit und über allen Planeten weiß und wirkt“ [281]). Er empfindet dasselbe, was Hübener so ausdrückt: „Erlebt die romantische Seele die Natur unter dem Symbol der Mutter, so ist sie geneigt, in der gleichen kindlichen Unterordnung eine hinter der Natur stehende Macht, eine über allen Erscheinungen stehende erhabenere Wirklichkeit als väterlichen Gott anzusprechen“ [282]). Die Wunschbilder seiner früheren Stufen sind Wahrheit geworden. An keine Gestalt, an keinen Ort und an keine Kirche ist Gott gebunden. Das Kleine und das Große, das Häßliche und das Schöne, das Geringe und das Wertvolle — alles ist Gott. In allem und jedem wirkt er, und es liegt nur am Menschen, ihn zu fühlen. Einer konfessionellen Einordnung bedarf es deshalb nicht. Es kommt nur darauf an, „nicht aus der Gnade Gottes zu fallen“, wie es Günther Müller einmal genannt hat. Wenn man sich dessen bewußt ist und überall, auch in den Dingen des Alltags, Gott sieht und anerkennt, verwischt sich der Unterschied zwischen den einzelnen Bekenntnissen: „Gerade aus der Verbindung des Christentums mit dem Volkstümlichen und Landschaftlichen erwächst so etwas wie ein deutsches Christentum“ [283]). Im Lärm und Geschrei des Tages geht der Sinn für das Göttliche verloren. Wir müssen unser selbstgewisses Ich aufgeben und leise werden, unsere Wünsche zügeln und uns auf unser Maß beschränken, sonst geht Gott vorüber, ohne daß wir es merken:

„Wir hörens nicht, wenn Gottes Weise summt.
Wir schaudern erst, wenn sie verstummt“ [284]).

Der leichtfertige Mensch fühlt sich auf immer der Obhut Gottes so versichert, daß er träge und anspruchsvoll wird. Alles ist selbstverständlich geworden, besonders das Leben, das dadurch nüchtern, wunderlos und zur Last wird.

Carossa jedoch ist „wach und gesammelt“. Er weiß, daß „Jesus, die große Sonne, keinem abhanden kommt, den sein Strahl einmal durchleuchtet hat. Man kann ihn vergessen, man kann ihn abschwören, das ändert nichts; er ist vergraben im umwölktesten Herzen, und es kann stündlich geschehen, daß er aufersteht“ [285]). Er weiß die Zeichen Gottes zu deuten, und jede Stunde zeigt ihm etwas Neues, Wunderbares, für das er zu danken hat. Mit den unbefangenen Augen eines Kindes sieht er alles an, voll Staunen und Ehrfurcht vor der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des

281) R. T. S. 77.
282) Hübener S. 261.
283) Kluckhohn S. 189.
284) Spruch: „Was einer ist, was einer war“ S. 70.
285) Verw. S. 199/200.

Lebens und des Geistes, der in ihm wirkt. Aus der Bewunderung aber entspringt Liebe, aus der Liebe Vertrauen und aus dem Vertrauen Glaube.

Ein Wort Otto Heuscheles soll den Abschnitt schließen: „Am größten freilich bleibt immer wieder der Glaube an das Leben. Und dieser Glaube ist wie das Dasein Gottes unter uns. Wer ihn hat, hat das Leben und wird den Tod nicht fürchten. Aber es bleibt unser aller ewiges Ringen, das Ringen um den Glauben. So wir nicht vollkommen werden im Glauben, werden wir auch nicht vollkommen sein im Leben“ [286]).

[286]) B. d. D. S. 97.

b) Im Rückblick auf den Weg, den Carossa bis jetzt gegangen ist, war festzustellen, wie er trotz der Umwege und Verirrungen in „immer freieren Stufen“ aufwärts führt. Der Zusammenklang aller Bestrebungen und Einflüsse in den genannten Büchern ist der „Arzt Gion“, das Werk Carossas, das Krönung und Gipfelung des Weges bedeutet.

Als vollkommen ausgeglichener Charakter steht Gion, die letzte Metamorphose des Dichters, vor uns: Jetzt ist er zum „eigenen Sinn, zur geltenden Gestalt“ gekommen. Die Ungesichertheit und Empfindsamkeit, die ihm im „Rumänischen Tagebuch“ gerade wegen des Krieges noch anhaftete, hat sich verloren. Unbeirrbar folgt er der Weisung seines Innern, dem er wieder gläubig vertraut. Auf ihn treffen endlich die Worte voll und ganz zu:

„Du sollst Dich keiner Sehnsucht überlassen!
Im kleinsten Ringe wag's Dich reich zu leben!
Ein Ganzes, nicht das Ganze wirst Du fassen,
Um es zu Dir, in's Menschliche zu heben!“ [287]).

Gion ergeht sich nicht in großen Plänen; er tut seine Pflicht, das Nächstliegende. Jetzt endlich, aus der Gesichertheit des eigenen Wesens heraus, kann er wirken. Weil er selbst noch „Verwunderung und Erschütterung“ [288]) vor dem Leben kennt, kann er seinen Glauben an das Leben anderen mitteilen.

Mit offenen Augen blickt er in das Dasein, in das er gestellt worden ist. Er arbeitet als Arzt im München der Nachkriegszeit. Er sieht die müden, hoffnungslosen Gestalten, die Männer, die an keine bessere Zukunft mehr glauben, die Frauen, denen der Beruf einer Mutter verhaßt ist, die Greise, die wie der Zettelsammler an dem rasenden Wechsel der Zeit irre geworden sind, und endlich die Kinder, die am ärmsten daran sind, weil sie die sicheren Jahre der Vorkriegszeit nicht erlebten, die doch als schöne Vergangenheit vielen noch helfen. Wieder kommt Gion wie als Feld-

---

[287]) Gedicht: „Der Morgengang“ S. 54.

[288]) Alverdes („Süddtsch. Monatshefte“, Jhrg. 26, Okt.—März).

arzt unmittelbar mit allen Nöten seiner Zeit in Berührung. Aber nun hat er keine Menschen mehr vor sich, die für eine Idee, für das Vaterland, kämpfen und darum alles auf sich nehmen und ertragen, jetzt hat er es mit Leuten zu tun, die den Mut zum Leben überhaupt und den Glauben an etwas Höheres verloren haben, die das Leben nicht gebeugt, sondern zerbrochen hat. Doppelt trostlos ist die Zeit für sie, weil sie darben müssen, damit andere umso sinnloser prassen können. Das alles weiß und sieht Gion. Er versteht es auch und will helfen. Aber noch sieht er keinen klaren Weg vor sich. Da tritt wieder die Natur in Gestalt der Magd Emerenz in sein Leben. Sie sucht ihn in seiner Eigenschaft als Arzt auf. Sie gibt seinen Gedanken, helfen zu wollen, eine Richtung. Als der Arzt die Schwangere untersucht und eine Blutuntersuchung gemacht hat, muß er feststellen, daß sie ihr Kind opfern muß, wenn sie selbst am Leben bleiben will. Aber Emerenz gehört nicht zu den Frauen, die froh sind, wenn die Mutterschaft ihnen versagt ist. Und dieser Glaube an ein neues Geschlecht, den Gion im Gespräch mit der Schwester Alruna als verloren gegangen leugnete, aber nun bei der Magd findet, gibt ihm zu denken: „Aber die neuen Gedanken, die sich in ihm ankündigten, waren noch zu unbestimmt, lagen gleichsam noch zu weit hinter der Stirne, um schnell zu Ende gedacht zu werden“ [289]). Nur instinktiv den Weg zum Ziel vorausahnend, bestimmt er Emerenz, ihm als Entgelt für seine Bemühungen langentbehrtes Bauernbrot zu bringen. Er fühlt, daß er die Magd irgendwie noch braucht.

Noch in Wort und Gedanke mit jener körperlich kranken Magd beschäftigt, trifft er mit Cynthia zusammen, seiner seltsamen Hausgenossin, die erst kurz von einer schweren Grippe genesen ist. Diese hat sie körperlich zwar gut überstanden, aber was zurückgeblieben ist, ist schlimmer: Eine Gefährdung ihres seelischen Gleichgewichts. Ihr junges Gemüt leidet an der Zeit. Nur um ihr standhalten zu können, verleugnet sie ihre „weiblich-innige Art“ [290]), und vermännlicht sich in Aussehen, Wort und Gebärde. Nur wenn sie arbeitet, wenn sie „so schaffend in ihren Ausstrahlungen“ lebt [291]), fällt dieses Unwahre von ihr ab. Sie ist „eine in sich selbst verbaute Natur“ [292]), die „immer der Welt etwas zu schulden glaubt“ [293]), und „statt kleiner todgeweihter Kinder lieber gleich vollkommene Geschöpfe in Ton, Holz oder Marmor zu den Menschen senden will, um sie zur Besinnung zu

289) Gion S. 12.
290) Gion S. 20.
291) Gion S. 17.
292) Gion S. 21.
293) Gion S. 20.

bringen“ [294]). Beide Frauen nehmen eine Seite des Wesens Gion's in Anspruch: Emerenz braucht den Arzt, Cynthia den Menschen.

Zwischen sie ist Gion gestellt, und seine Stellung ist nicht immer einfach. Besonders die zu der reizbaren Cynthia nicht, die ihm die Hilfe schwer macht. Da kommt ihm plötzlich beim Zusammensein mit der jungen Malerin die Erkenntnis, daß es vielleicht gut sei, „der einen von der anderen zu erzählen“ [295]), Cynthia, der „Maßlosen“, von Emerenz, der „Maßvollen“.

Denn Emerenz ist von den beiden Frauen die maßvolle, die nicht über ihre Grenzen hinausgeht und ihre Pflicht tut, ohne viel nach dem Warum zu fragen. „Sie ist das unschuldige, im Blut bedrohte Geschöpf der Erde, unter tausend Entmutigten die erste, die wieder auf Erhaltung des Menschengeschlechts bedacht war“ [296]). Sie versteht nur unklar die Worte, die ihr Gion von der Schwere der Krankheit sagt, aber als das eine hell in ihr müdes Bewußtsein dringt, daß ihr das Kind genommen werden soll, legt sie mit rührender, schützender Gebärde die Hände über ihren Schoß. Allein der Gedanke an ihr Kind ist es auch, der sie davon abhält, wieder zu dem Arzt zurückzukehren, wie sie es an der Haustür noch vor hatte, einfach aus der Erwägung heraus, sie könne ihm eine gute Hilfe sein. Der Gedanke an ihr Kind bestimmt ihr ganzes Wesen. Alles bringt sie in Beziehung zu ihm, jedes Gespräch lenkt sie auf es hin. Ihr Mutterinstinkt ist so stark, daß ihr der Tod, als Beendigung des Lebens gesehen, verhaßt ist. Für sich selbst fürchtet sie nichts. Sie weiß, daß sie sterben muß und lehnt sich nicht dagegen auf. Nur das mitbedrohte Kind will sie schützen. Es soll zum Licht kommen und leben. Die Totenschädel auf dem Dorffriedhof, an denen sie sonst nur mit scheuer Verehrung vorbeiging, reizen ihren Zorn: „Sie weiß es wieder und weiß es für immer, daß jede Blume, jede Hummel, jeder Lichtstrahl Wahreres, Frommeres, Gültigeres verkündet als ein grabgrauer Schädel, und wenn es der eigene wäre“ [297]). Aus ihrem Glauben an das Leben schöpft die Magd die Kraft, ihr Kind auszutragen. In engen Grenzen spielt sich ihr Leben ab. Selten kommt sie von ihrem Hof hinunter ins Tal, ihr Denken dreht sich nur um das Nächstliegende, um die Meinung ihrer Brotgeber, des Pfarrers, der Hausiererin über ihr Kind, darum, ob sie nach der Entbindung wieder so gesund und stark werden würde wie im letzten Jahr, was sie wohl im Stillen wünscht, aber als unerfüllbar vorausahnt. Auch das Gefühl des kommenden Unheils kann sie nicht irre machen oder dazu bewegen, das Kind

294) Gion S. 20.
295) Gion S. 24.
296) Gion S. 24.
297) Gion S. 68.

vor der Zeit herzugeben. „Man muß doch beenden, was man begonnen hat, darf es nicht am Wege liegen lassen zwischen Finsternis und Licht“ [298]). Emerenz kennt ihre Aufgabe und erfüllt sie ohne Murren. Sie ist unter vollstem Einsatz ihrer Person und ohne Vorbehalt nur Mutter und als solche tiefer mit der Natur verbunden als irgendein anderer Mensch. Selbst auf das angeschossene Reh kann sie ihre Liebe ausströmen lassen: „In diesem Augenblick ist ihr, als habe sie mit ihrer eigenen Hinfälligkeit nichts mehr zu tun; alles Mütterlich-Barmherzige steigt aus der Wärme ihres lebenbehütenden Schoßes auf, weitersuchend ruft sie Lockungen, zärtliche Beschwörungen dem verwundet preisgegebenen Geschöpfe nach“ [299]). Dieses Tun ist mehr als überschüssige Mutterliebe, ist tiefes Wissen um die Allverbundenheit der Wesen und Dinge. „Sie wittert die Blutsverwandtschaft aller Kreaturen“ [300]), und kniet nieder, um aus dem Schnee das Blut des Rehes zu trinken. Emerenz führt hinab „ins Reich der Mütter“, wie es auch die Cornelie in Ina Seidels Werk „Das Wunschkind“ tut. Aber während diese gleichsam ihr Kind vom Himmel herabzwingt in ihren Schoß, ist die Magd nur duldendes Gefäß für das Wunder in ihrem Leib. Beide Frauen opfern alles für ihre Kinder; Emerenz sogar das Höchste: Ihr eigenes Leben. Und während Cornelius Willen sich noch manchmal aufbäumt gegen die Macht des Schicksals, bis sie endgültig entsagen gelernt hat, kennt die Magd kein Schwanken mehr, als sie sich einmal entschieden hat.

Von Emerenz strahlt eine Kraft aus, der sich auch Cynthia nicht entziehen kann, die doch gerade das Gegenteil der Magd ist. Schon äußerlich. „Auffallend an Emerenz ist ihre ungewöhnliche Größe, — die Züge waren eckig, das Haar dunkelrötlich, mit blonden Lichtern darin, die Augen wasserblau, etwas verstohlen und manchmal schläfrig. Sah man genauer hin, so gewahrte man unter der künstlichen Sonnenschminke eine absonderliche, bis in die Lippen reichende Blässe“ [301]).

„Cynthia dagegen hätte man beim ersten Anblick auch für einen reifen Knaben halten können“ [302]). „Aber wenn sie sich auch noch so sehr bemühte, verkommen auszusehen, ihr braunes Haar unmäßig kurz geschnitten hatte, zu hohem Kragen eine riesige Brille trug und sich in Tabakswolken hüllte, so konnte sie doch ihre sehr klare Stirn, die feine energische Nase und den sanften Schwung der Lippen nicht verstellen; und wenn sie die Gläser

---

[298]) Gion S. 71.
[299]) Gion S. 74/75.
[300]) Gion S. 76.
[301]) Gion S. 5.
[302]) Gion S. 13.

abnahm, sah man in kräftig geformten Höhlen große, graue, starkleuchtende Augen“ [303]). Also ganz das Bild eines vermännlichten, hübschen jungen Mädchens der Nachkriegs- und Inflationszeit, das ihrem Beruf als Frau und Mutter entfremdet ist. Aber es steckt mehr dahinter, als es den Anschein hat. Sie ist im Grunde ein suchender, ratloser Mensch, der sich in der Zeit nicht mehr zurechtfindet und hinter dem äußeren Aufwand an Forschheit und gespielter männlicher Sicherheit verzweifelt nach einem Halt sucht und die eigene Unsicherheit verbergen will. Für sie liegt alles Heil noch in der Stadt. Die Brücke zum Bauerntum ist noch nicht geschlagen: „Die arme Magd verstünde mich vielleicht; aber die anderen, was wissen die? Neugier und Genußsucht ziehen sie zu uns herein, und alle schlimmen Verfeinerungen lernen sie schnell; aber von unserem Ringen und Leiden ahnen sie nichts ... Sagen Sie gegen große Städte, was Sie wollen, — ich singe ihr Lob. Alles eigen und edel Gestaltete kommt nur noch aus ihnen, alle Barmherzigkeit, aller Überschwang der Seele“ [304]). Cynthia sieht in Stadt und Land noch etwas Unvereinbares; sie als Städterin erkennt nicht den eigentlichen Charakter des Landes, das seinem Wesen treuer geblieben ist als die Stadt, die unter dem Einfluß der großen Ereignisse: Krieg, Revolution und Geldentwertung, allzuoft ihr Gesicht wechselte, sich zu sehr den Strömungen der Zeit preisgab und haltlos einmal hier- und einmal dorthin schwankte. Der Kontakt zwischen der veränderlichen Stadt und dem festeren Land ist unterbrochen, weil das Land, das langsamer auf etwas Neues reagiert, der Stadt dadurch fremd geworden ist. Und umgekehrt. Dem Städter erscheint das Land rückständig, eng, altmodisch und in dem Bewußtsein, immer mit der Natur in Verbindung zu sein, selbstzufrieden und träge geworden. Der Bauer nennt die Stadt charakterlos, Verderberin der guten alten Sitten und überhaupt die an allem Schuldige, während er allerdings vergißt, daß er einen großen Vorteil voraushat: Er steht gesichert in seiner Naturverbundenheit, während der Städter, (was Cynthia auch betont,) darum kämpfen muß und auch einmal etwas für echt hält, was nur billiger Ersatz ist. Wenn jedoch der endgültige Sieg errungen ist, dann ist auch die Bindung doppelt stark, und ein halbdürrer Kastanienbaum wird zum schönsten Zeugen dafür: „Solch ein einsamer Baum inmitten der Stadt, haben Sie nie gefühlt, wie er mit uns atmet und wächst . . . Sein Geschick hat sich wunderbar mit dem unsrigen vermischt“ [305]). Zu der Erkenntnis, daß sie beide aufeinander angewiesen sind, daß sie einander helfen müssen, um nicht unterzugehen, reifen sie erst später.

---

[303]) Gion S. 18.
[304]) Gion S. 29.
[305]) Gion S. 28.

Cynthia kann noch nichts Gültiges schaffen, weil sie über ihr Maß hinausgeht. Sie sprengt ihre Grenzen. Der Wille, nach besten Kräften mitzuhelfen, die zerrüttete Welt wieder zu heilen, ist wohl da und anzuerkennen, aber der Weg ist falsch, und darum sehen ihre Figuren aus, „als hätten sie einmal ein schönes Reiseziel gewußt und könnten sich nicht mehr daran erinnern“ [306]). Sie tut nicht das Nächstliegende, das von ihr verlangt werden kann. Sie gibt sich nicht selbst, ihre Person, sondern sie verschanzt sich hinter ihren Werken, die für sie zeugen sollen, es aber nicht können, weil eben noch kein fertiger Mensch dahinter steht. Das Mädchen fühlt selbst, daß es in einem Zwiespalt zwischen Wollen und Können lebt. Es will das eine bezwingen, damit das andere umso schöner gelingt. Cynthia ist die Gestalt eines zweiten Doktor Bürger, und sie läuft Gefahr, es auch in der Folge zu sein, wenn nicht der Arzt Gion eingreifen würde, der ihr im wahrsten Sinne des Wortes „exzentrisches“, mittelpunktfernes Wesen versteht, weil er aus eigener Erfahrung heraus den Riß in ihrem Leben erkannt hat. Für den Arzt in ihm ist jede noch so befremdende Äußerung ihrer überreizten Nerven (Wurf mit dem Hammer) ein Zeichen beginnender Heilung. Er weiß, daß er ihr nur als Arzt gegenübertreten darf, nicht als fühlender Mensch, als Mann. Täte er das, so wäre mit einem Mal alles zerstört, was das kranke Gemüt bis jetzt geheilt hat. Ihre eigenartigen Worte muß er zu verstehen suchen und einsehen, „daß dies eine von den Kranken ist, die nur einer heilen kann, der sie liebt“ [307]).

Mit wachsendem Interesse hat Cynthia der Erzählung Gions von der Magd zugehört. Irgendein Ausweg aus ihrer Ratlosigkeit scheint ihr Emerenz werden zu können. Sie fühlt, daß sie das Stadium, in dem sie sich mit den Figuren begnügte, überwunden hat. Sie haben ihren Dienst erfüllt, „haben sie still aus dem Kerker der Zeit geführt“ [308]), — nun können sie wertlos werden. In Emerenz aber treten andere Aufgaben, tritt das Leben an sie heran: „Wenn sie wiederkäme, wenn sie mich ansähe, schwesterlich, oder gar, da sie doch sterben muß, mir ihr Kind schenkte, — siehst Du, das wäre gut, das könnte uns alle erlösen“ [309]).

Der Gedanke, „der einen von der anderen zu erzählen“, und so die verschiedenen Bereiche einander näher zu bringen, war also richtig und gut.

Zweifel, ob die Art, wie er vorgeht, (besonders bei Cynthia), die richtige ist, verflüchtigen sich schnell vor seiner inneren Gewißheit und Festigkeit, in der er selbst lebt. Gion gehört zu den

---

306) Gion S. 20.
307) Gion S. 34.
308) Gion S. 35.
309) Gion S. 35.

wenigen Menschen, von denen es heißt: „Sie haben alle schon den Untergang gefühlt und sind nun dem Bestehenden gegenüber sehr frei“ [310]). Das furchtbare Geschehen des Weltkrieges hat Gion hart im Ertragen und fest im Glauben an das Leben gemacht; mehr als einmal war er dem Tod nahe, aber immer geläuterter stieg die Seele, die leben wollte, empor, wenn die Gefahr überstanden war. Sie hat erkannt, daß auch der Krieg nur eine Erscheinungsform des Lebens ist, die im Geschehen des Kosmos eine geringe Rolle spielt. Deshalb kann sie auch „dem Bestehenden gegenüber sehr frei sein“. Auch das ist nur Übergangsform, nur Stufe: „Das ganze Erdenleben kam ihm so gastlich fremd, so unverbindlich vor, als wäre er schon einmal dagewesen und würde noch öfters wiederkommen“ [311]). Aus dem Bewußtsein heraus, wie geringfügig die Ereignisse des Lebens sind im Hinblick auf das Ganze, kann er Helfer sein. Durch seine Erkenntnis steht er in einer gewissen Abgeklärtheit über den Dingen, nicht erhaben, aber doch auch nicht mehr von ihnen so anfechtbar wie Cynthia. Weil er von der durch Emerenz' Verhalten beeinflußten, richtigen Voraussetzung ausgeht, daß die eigene Person der Ansatzpunkt alles Handelns sein muß, gehört er zu denen, „die eine neue Verantwortlichkeit ahnen, als wären sie die letzten Menschen und müßten das Leben, gleich einer beschädigten Leihgabe, in möglichst wiederhergestellter Form dem Schöpfer zurückliefern“ [312]). „Verwirklichen wollen sie, was ihnen die innere Stimme rät, wär's auch das kleinste Ding“ [313]). Im großen Weltgeschehen ist es gewiß ein kleines Ding, wenn Gion die beiden Frauen schützen will. Aber es ist das ihm Gemäße, das, was ihm zukommt, und darum das einzig Richtige.

Der Aufenthalt am Grabmal des unbekannten Soldaten nimmt ihm die letzten Befürchtungen, die er besonders der Magd wegen hat. „Nein, du sollst keinem anderen überantwortet werden, wenn du es nicht selber willst! Halte dich getrost im Ring meiner Kräfte! Er ist kein Zauberring; doch kann er dich ein wenig abgrenzen gegen die Bereiche der Zufälligkeiten, so daß dir nicht leicht etwas geschieht als das Notwendige“ [314]).

Als dritte Person, die den Ring seiner Kräfte beansprucht, erscheint Toni, ein halbwüchsiger, zigaretten-rauchender Bengel, der aber hinter seinem Nachkriegsgebahren ein weiches Jungenherz verrät. Gion erkennt das. Er ahnt die Gefahr, in der der Dreizehnjährige schwebt, er sieht nicht nur die nikotingelben Fin-

---

310) Gion S. 36.
311) Gion S. 42.
312) Gion S. 36.
313) Gion S. 36.
314) Gion S. 40/41.

gerspitzen, sondern auch „die grauen Augen, deren Blick noch durchaus mit sich einig ist, sein sparsames Lächeln, das herzhafte Kinn, die zarten Wangen, die so hell erröteten, als die Gefesselten vorbeigeführt wurden! O dieses Wegblicken . . ., das hat dich verraten, mein Söhnchen!“ [315]). Gion greift ein, weil er den Wesenskern Tonis trotz der verzerrenden Oberfläche erkannt hat. Seine Scheu und Gewohnheit abzuwarten, bis jemand zu ihm kommt, überwindet er, denn, „wenn jeder es als unvornehm, als unweise ansieht, sich in das Geschick eines anderen zu mischen, muß dann nicht am Ende die Welt verwesen? Und soll ich immer nur weibliche Schützlinge haben? Der ernste kühle Knabe, wäre er nicht ein guter Mit- und Gegenspieler im Kreis der Kräfte? Es gilt nur den Abstand zu finden; dann kann einer viel für den anderen tun“ [316]). Hier ist zum erstenmal die Ringforderung klar ausgedrückt: Gion, Emerenz, Cynthia und Toni, das ist der kleinste Ring, auch, wenn nur der Arzt alle Mitspieler kennt. Die Wahl für Toni ist schnell gefallen, denn es wäre schade, „wenn auch du erst als ein Leidender in mein kleines Reich gerietest“ [317]). Eine kleine Festung ist gebildet, die die seelischen Bereiche vor dem Ansturm der rohen Welt schützen, aber auch den Ausgleich zwischen beiden schaffen soll: „Das geistige Sein eines tätigen, bewußten Mannes in dieser Zeit, was ist es anderes als eine belagerte Festung, die er mit aller Umsicht, Sparsamkeit, Ausfallbereitschaft zu halten hat gegen einen immer vorhandenen, oft schwer erkennbaren, oft mit dem eigenen Blute verbündeten Feind? Je mehr aber solche Festungen stehen, umso besser für das Ganze“ [318]).

Mit dem schönen, tiefen Vergleich von der Heilung einer zerstörten Hautoberfläche begründet Carossa diese Zellenbildung im Kleinen, die allein zur Heilung des ganzen Organismus beitragen kann, denn „der heilige Geist der Menschheit weiß von ihnen und bedient sich ihrer, wie er will“ [319]). Die Gesundung des Organismus geschieht auf diese Art zwar langsam, aber sie gibt auch als einzige die Garantie, daß er gesundet, weil nichts überstürzt geschieht, sondern alles wirklich ausreifen kann. Jetzt endlich ist Gion — Carossa so weit in sich gefestigt, daß er sein Wirken höheren Zielen unterstellen kann, denn die Gründung einer „Festung“ dient ja dem stetigen Wiederaufbau einer festbegrenzten Volksgemeinschaft.

---

[315]) Gion S. 47.
[316]) Gion S. 46.
[317]) Gion S. 47.
[318]) Gion S. 52.
[319]) Gion S. 53.

Gion ist der, der den Ring gründet. Er wagt es, im „kleinsten Ringe“ zu leben. Ob er sich reich dabei lebt, bleibt abzuwarten. Er wagt einfach, ohne Hinblick auf den Zweck. Emerenz, Cynthia und Toni werden in den Ring miteinbezogen. Der Arzt weiß wohl, welche Verantwortung er auf sich nimmt, und das, was er später einmal zu Cynthia über den Knaben sagt, gilt auch für die anderen: „Es ist auch leichter, sich um Tausende zu ängstigen, als für einen Einzigen das Rechte zu tun“ [320]).

Jeder der drei beschäftigt den Arzt auf andere Weise. Am stärksten kann er zwar auf Emerenz bauen, die ihm gegenüber schon die Festigkeit ihres Wesens bewiesen hat, aber am meisten liegt ihm doch an der Malerin, deren Überreiztheit im Seelischen und Körperlichen ihm kein Geheimnis ist. Mit der Gründung des Rings hat er auch die innere Verpflichtung übernommen, seinen Gesetzen alles unterzuordnen, auch die eigenen Gefühle. So muß er warten, „bis Cynthia zum Menschlichen erwacht“ [321]). Seine Aufgabe ist es zunächst, „sich selber so stark, so rein zu bewahren, daß man sie zu binden vermöchte, ohne ihren heimlichen Kristall zu trüben“ [322]). Emerenz, Cynthia, Toni: Auf diese drei kommt es an, „diese drei bürgen für alle anderen; wenn sie ihr Wesen verwirklichen, dann ist der kleine Bereich uneinnehmbar“ [323]). Das zu verwirklichen, ist Gion's Ziel. Um die Magd hat er wenig Sorge, dafür umso mehr um Cynthia. Sie schwebt am meisten in der Gefahr, sich zu verlieren, weil sie an alles zu große Anforderungen stellt und nicht enttäuscht werden will. Mit einem Mal will sie das Ganze bewältigen, wenn es ihr, wie bei den Skulpturen, nicht gleich gelingt, wird sie unzufrieden und versucht sich an immer größeren Gegenständen, anstatt sich weise zu beschränken und das ihr Gemäße zu tun.

Ohne eigentliches Dazutun Gions, der in diesem Fall nur das Werkzeug eines Höheren ist, greift auch bei ihr die Natur ein, und zwar in der Gestalt einer kleinen Meeralge, die sie zeichnen will. Solange sie glaubte, in der Vorlage das fertige Kunstwerk eines Menschen zu sehen, war sie fast neidisch auf den großen Kollegen und froh, als der Hammerwurf das Bild beschädigte. Erst als sich herausstellt, daß die Pflanze Natur ist, wird sie in Cynthias Augen auf einmal etwas ganz anderes. Sie darf erkennen, daß auch die Alge eine unfertige Spielerei der großen Natur ist, etwas, das in der Entwicklung steht und weiterentwickelt werden kann. Diesen „Pflanzengeist“ zu erkennen, der „in unzähligen.

---

320) Gion S. 98.
321) Gion S. 54.
322) Gion S. 54.
323) Gion S. 55.

allversuchenden Formen um uns spielt“ [324]) und mit ihm weiterzuspielen, wie es das Kind in seiner Naturverbundenheit noch tat, so gut wie es vermochte, bedeutet die Wandlung in Cynthia, die so zu sich selbst geführt wird. Am Ende des Buches spricht der Dichter noch deutlicher von der Wandlung der Malerin: „In einer einzigen Sekunde fliegt der Pilot über tausende von Meeralgen hin; wolltest Du ihm aber anvertrauen, daß Du einem dieser dunklen Pflanzenwesen eine Umkehr, eine große Beschwingung verdankst, so würde er Dich nicht verstehen“ [325]). Hier bewahrheitet sich das, was Carossa einmal in Glavinas Hymnus sagt: „Jeden mit anderer Stimme ruft Gott“ [326]). Der Mensch muß nur auf die Stimme hören, wenn er auch zunächst noch nicht weiß, was sie von ihm will. Die Erkenntnis der Tatsache, daß nichts Lebendiges fertig, abgeschlossen, beendet ist, ist für Cynthia der erste Schritt zum Ausgleich. Gion, der ihr gegenüber soviel weiter ist, wie Glavina es ihm gegenüber war, benützt die beginnende Heilung bei ihr dazu, ein Gespräch über die Liebe zu wagen. Ganz unpersönlich, aber doch so, daß das Persönliche durch das Gespräch hindurchleuchtet, denn auch sie gehört ja zu denen, „die einer Starrheit erliegen, weil sie den Menschen, den sie zu lieben glauben, als abgeschlossene Figur hinnehmen und nicht als eine werdende, die noch in ihren Mängeln verwandelbar ist“ [327]). Sie sieht ihren Fehler wohl als Mensch, nicht aber als Frau ein. Wenn sie dem Arzt mit einem innigen „Sie sind gut“ [328]) und einem Streicheln dankt, so darf dieser darauf nicht mit einer Umarmung antworten, wenn er nicht den zarten Keim des Neuen, der auch das Weib in ihr berührt, vernichten will; nach außen zeigt sich das nur in einem weiblicheren Benehmen und einem weniger strengen Anzug. Wieder weiß Gion kein besseres Mittel, Cynthia über die Verstimmung hinwegzuhelfen, die durch das Ausbleiben der Magd verursacht wird. als ihr von dem vierten Mitglied des Ringes, von Toni, zu erzählen, dessen Leben sie tief beschäftigt und den kennenzulernen sie neugierig ist.

In jedem Kapitel des Buches wird eine Hauptfigur in ihrem Wesen gezeigt. In „Toni und Lydia“ ist es der Charakter des Knaben, der uns dargelegt wird. Nur nach außen hin hat er sich dem Gehaben der Nachkriegsjugend angepaßt. Sein wahres Ich kommt viel besser in seinem herzlichen Verhältnis zur Großmutter zum Ausdruck oder auch in seinem Verhalten dem Zettelsammler gegenüber, den er beleidigt hat, als dieser Tonis Fernrohr, mit

---

[324]) Ki. S. 46.
[325]) Gion S. 265.
[326]) R. T. S. 184.
[327]) Gion S. 89.
[328]) Gion S. 90.

dem dieser den Lebensunterhalt für sich und die Großmutter verdient, als Kanone ansah. — Auf einer Kirmes verliebt er sich restlos in Lydia, die Dame ohne Unterleib, die ihn bitter enttäuscht, als er die Unwahrheit der Behauptung bewiesen sieht. Auf demselben Festplatz nähert er sich auch dem Zettelsammler und sucht sich mit ihm auszusöhnen, indem er ihm den wahren Zweck des Fernrohrs erklärt. Es ist nicht viel, was er tut, aber es zeigt doch den wahren Kern seines Charakters, weil er seine im ersten Zorn begangene lieblose Behandlung des Alten bereut. An diesem Abend lernt er auch Cynthia kennen, die ihn mit Gion an seinem Teleskop aufsucht, das er noch in der Nacht aufgestellt hat, um das auf der Kirmes verjubelte Geld wieder einzubringen. Seine ganze Liebe wendet er der Malerin zu, die ihn im Verein mit dem Arzt bittet, sie ja bald einmal zu besuchen. Diese Aufforderung geht bald in Erfüllung, denn als Toni am Morgen der Großmutter freudestrahlend seine Erlebnisse erzählen will, findet er sie tot im Bett.

Dieses traurige Ereignis hat aber doch ein Gutes. Es trägt nämlich viel dazu bei, daß der Ring sich schneller schließt. Wenigstens um die drei, denn Toni wohnt jetzt ganz bei Gion. Emerenz hält sich noch fern, und doch kreisen die Gedanken nur um die Magd, von der auch dann eine geheime Kraft ausgeht, wenn sie körperlich garnicht da ist. Selbst Gion kann sich dieser Strahlung nicht entziehen. Er weiß, wie wichtig Emerenz für die Ringbildung ist, und aus dieser Erkenntnis heraus wünscht auch er, daß sie kommt. Sie bringt auch für ihn neue Kraft mit, weiterhin den Ring zu führen. Sie ist gleichsam der unmittelbare Zugang zu den Quellen der Natur und des Göttlichen.

In der Absicht, sie zu holen, finden wir die drei im Gebirge auf dem Weg zu Emerenz. Für Gion ist dieser Ausflug ein anderer Weg zur Natur, ein „Ergänzungstag“ [329]). So nennt er „einen der untätigen Tage, die er von Zeit zu Zeit in sein Leben einschiebt, um nicht zu ermüden. Er verfuhr dann wie die Banken, die in Zeiten der Geldknappheit zu gewissen Stunden ihre Schalter schließen, tat nur das unmittelbar Notwendige, ließ keinen neuen Fall an sich heran und sah gelassen zu, wie es ohne ihn weiterging. Das Beste war, auf einen Berg zu steigen oder in einem See zu schwimmen, und wenn er sich dann am Abend fähig fühlte, sein ganzes Tun und Treiben mit jener ironischen Unbefangenheit anzusehen, die dem freien Spiel des Künstlers verwandt ist, so wußte er, daß die Nerven ausgeruht waren“ [330]). Diese Ergänzungstage (es liegt im Namen) bedeuten eine enge Wiederverbin-

[329]) Gion S. 134.
[330]) Gion S. 134.

dung mit der Natur, die aus ihrer Überfülle die erschöpften Bestände auffüllt. Aber eine große Veränderung ist vorgegangen: Der Mensch Gion wartet wieder, bis die Natur ihm hilft. Früher hatte er die Natur zwingen wollen, ihm zu helfen. Und wenn sie es nicht tat, ging er trotzig und verbissen seinen Irrweg weiter und wollte aus eigener Kraft das Ziel erreichen, was natürlich nicht gelingen konnte: Doktor Bürger ging unter, denn es war für den Arzt in ihm zu spät, als er zur Erkenntnis seines Fehlers gekommen war. Gion tut nichts anderes, als rechtzeitig die Ergänzungstage einzuschieben. Es sind Stationen auf seinem Weg, an denen er das Durchschrittene überschauen kann und Kraft sammelt zum Weitergehn. Er ist der Natur gegenüber also wieder ganz passiv eingestellt, aber eben mit dem großen Unterschied, daß er nicht wie als Kind unbewußt, sondern in durchdachter und schwererrungener Abhängigkeit zu ihr steht. Von dem Irrtum, sich für unersetzbar zu halten, ist er frei. „Er sah gelassen zu, wie es ohne ihn weiterging." Die Gewißheit, daß es ohne ihn weitergeht, verleitet ihn aber nicht dazu, sich von dem Kampf des Daseins zurückzuziehen und alles so laufen zu lassen wie es will. Im Gegenteil. Gerade das Gefühl, daß er entbehrlich ist, macht ihn dankbar der Natur gegenüber, wenn sie ihn mit neuer Kraft in das tätige Leben handelnd eingreifen läßt, und er bemüht sich, der Aufgabe zu genügen, für die drei ihm anvertrauten Menschen zu sorgen.

Mit einer gewissen Beklommenheit mag er Cynthia und Toni, diese ausgesprochenen Stadtmenschen, mit in die Natur genommen haben. Aber sie bestehen die Prüfung: Sie beginnen, ihr Wesen zu verwirklichen. Das Unausgeglichene, Sprunghafte in Cynthias Wesen geht verloren. Es fällt wie etwas Unwahres von ihr ab. Das Krankhafte, das sie in der Stadt an sich hat, wird in der Natur unter den beobachtenden Augen des Arztes mehr und mehr „zu einer besonderen Art von Gesundheit, zu einem Übermaß an Gehalt, das freilich für sie gefährlicher ist als irgendein klinisch feststellbares Leiden" [331]). Gefährlicher deshalb, weil das Übermaß an Gehalt die schwache Form des Gefäßes zu sprengen droht, und es für den Arzt doppelt schwierig ist, hier helfend einzugreifen.

Der Aufenthalt in der Natur wirkt beruhigend auf sie. Sie wächst langsam in ihre Aufgabe hinein und beginnt, „einfach ein Mensch zu werden" [332]), wie es Emerenz später einmal nennt. Sie wird natürlicher, sogar ein bißchen eifersüchtig auf Toni, der die Natur wie ein großes Wunder erlebt. Stein und Schmetterling

---

[331]) Gion S. 135.
[332]) Gion S. 198.

sagen ihm genau soviel wie der weite Ausblick ins Tal. Sein empfängliches Gemüt erlebt das alles zum erstenmal, und er wäre restlos glücklich, wenn sich seine Gedanken nicht dauernd mit Cynthia beschäftigten. Er liebt sie mit seiner ganzen Jungenleidenschaft und meint, „er müsse Leistungen aufweisen, wie ein Mann, um der Geliebten sichtbar zu werden“ [333]). Auch der Knabe gerät also schon in die Gefahr, über sein Maß hinauszugehen. Er will etwas tun, was gar nicht von ihm verlangt wird. Er will Cynthias Aufmerksamkeit erzwingen und gerät daher ins „Unzureichende“, so wie es Gion selbst als Knabe ergangen ist. Als er und die Malerin den Wespenschwarm in dem toten Häher sehen, kommt es zur Katastrophe. Toni, der sich vor dem scheußlichen Anblick entsetzt und ekelt, (er steht bereits in dem Stadium der Naturentfremdung!) zerstört mit einem Fußtritt das widerliche Gewimmel, trotz aller Einwände Cynthias, die kein Grauen bei dem Anblick empfindet. „Sie merkt, wie gut sie doch von Dr. Gion schon erzogen war; sie blieb gelassen und fand begütigende Worte, die der Arzt selbst hätte sprechen können“ [334]). Der Einfluß Gions auf sie ist also unverkennbar. Die wütenden Wespen überfallen sie, die, von dem Gift der gereizten Tiere betäubt, fast ohnmächtig niedersinkt. Gion weiß, was er wagt, wenn er das Mädchen nun vor den Augen des Knaben entkleidet, um die zwischen Kleid und Haut eingedrungenen Wespen zu entfernen. Absichtlich läßt er Toni mit der Ohnmächtigen allein. In dem Bestreben, seine Schuld gutzumachen, findet Toni auch wirklich den Weg, Cynthia wieder ins Bewußtsein zurückzurufen: Die eigenartigen Blätter eines Strauches mit „schlangenköpfigen, violetten Blüten“ [335]), (immer wieder taucht das Bild der Schlange auf) sind das Mittel, das der Malerin hilft. Der Kuß, mit dem sie dem Jungen dankt, ist aber auch ein Dank an Gion, der ihr unsichtbar bei der Heilung anwesend zu sein schien, und dem es beim Anblick des Kusses ist, „als ginge durch die heimliche Festung seines Lebens ein klingendes Zittern“ [336]). Endlich darf er eine scheue Umarmung wagen, und daß auch sie Zärtlichkeit empfindet, sagen ihm ihre Worte, die ihm gelten, auch wenn sie Toni miteinbeziehen: „Wir wollen Du zu einander sagen und alle drei fest zusammenhalten“ [337]).

Der Ring hat auch seine äußere Bestätigung gefunden. Das Gewitter, das sie im Gebirge überrascht, ist für sie mehr als ein Naturereignis: Es lehrt Cynthia und Toni Demut, jeden auf be-

---

333) Gion S. 139.
334) Gion S. 141.
335) Gion S. 146.
336) Gion S. 147.
337) Gion S. 148.

sondere Weise. Mehr noch als beim Malen der Meeralge erkennt Cynthia beim Anblick des vom Gewitterregen unberührten Schmetterlings (ein Tier, das C a r o s s a besonders liebt), wie sehr sie über ihr Maß hinausgegangen ist, als sie sich in Bildern versuchte, die „spielerische Träumereien waren, weiter nichts“ [338]). Sie wird sich bewußt, „daß es nur darauf ankommt, was die Seele braucht, was sie ergänzt“ [339]), nicht auf das, was sie überspannt und zum Mißklang bringt. Cynthia erfährt an sich selbst, was das Gedicht „Geist und Schmetterling am Ufer“ so ausdrückt:

„In Flügelunterflächen, scheinbar grauen,
Rankt seltsam goldne Schrift, — ein Netz von Zügen,
Die sich so zart und streng zusammenfügen
Wie leichter Sand auf klangbeseeltem Glas.
Zu welchem Wunder aber wird mir das!
Die goldne Schrift glänzt auf, — ich kann sie lesen!
Luft, Feuer, Wasser, Stein, mein eignes Wesen
Erfahr ich schmerzentrückt zum erstenmal“ [340]).

Ihre nächste Ausgabe ist es, Emerenz, die große Mutter, nachzubilden, die Frau, die einfach ein Mensch ist, sonst nichts. Hier, fühlt sie, ist der Weg, der auch sie zur Kristallisierung ihres Wesens führen wird, und aus dieser Gewißheit heraus wartet sie auf die Magd, ohne die sie „all ihr Beginnen und Bemühen für ewig ungesegnet halten mußte“ [341]). Emerenz hat als Mensch „die namenlose Gnade erfahren, sehen zu dürfen, was ist“ [342]), eine Gnade, die ihr, der Künstlerin, noch nicht zuteil geworden ist.

Auch Toni wird durch den Anblick des Schmetterlings zu sich selbst gebracht. Er fühlt die Maßlosigkeit seiner Pläne, zu deren Erfüllung seine Kräfte nicht ausreichen. Das, was er noch kurz vorher für erniedrigend und unwürdig hielt, wird zu dem ihm Gemäßen. Er hat sich wieder auf sein Maß zusammengezogen: „Und Boden kehren, Pinsel waschen, Stifte spitzen, Bilder aufziehen, Farben mischen, — dies alles konnten heilige Handlungen sein, wie gut verstand er das in dieser Minute“ [343]).

Gion selbst fügt zu der Entwicklung der beiden wenig hinzu. Er darf als Werkzeug „einem ungeborenen Herrn der Geister dienen“ [344]), der ihn selbst schon der Vollendung näher gebracht hat, weil er, nach den dunklen Stadien des Doktor

---

338) G i o n S. 157.
339) G i o n S. 156.
340) Gedicht: „Geist und Schmetterling am Ufer“ S. 20.
341) G i o n S. 161.
342) G i o n S. 170.
343) G i o n S. 157.
344) Gedicht: „Früher Kind“ S. 100.

Bürgers „sich immer liebender weiter gewagt hat“ [345]), immer rückhaltloser die Führung eines Höheren anerkannte. Als er Toni zu Emerenz ins Gebirge schickt, um sie zu holen, weiß er, daß das eine schwere Aufgabe für den Jungen ist. Aber „es muß alles wieder mühsam werden“ [346]). Nicht umsonst dürfen einem Erfüllungen in den Schoß fallen, man muß um sie kämpfen und wagen, wie es der Arzt selbst erfahren hat. Erst dann sind sie wertvoll für den Menschen, der im Kampf gestählt worden ist und nicht in Trägheit verfällt, die aus der planlosen Sehnsucht erwächst, dieser ärgsten Feindin des ringenden Menschen. Auch Cynthia tut einen Schritt weiter zu ihrer Wesensbildung, als sie den Entwurf eines Bildes vernichtet: „Japanische Künstler betrachten blühende Zweige tagelang, ehe sie nur einen Strich zu malen wagen, und ich, ich alte Stümperin, fange schon in der ersten Stunde zu sudeln an“ [347]). Auch in ihrer Kunst muß alles wieder mühsam werden, damit die wahre Gestalt des Werkes sich aus den Unzulänglichkeiten der Entwürfe herausschälen kann. Stufenweise geht auch hier die Reife vor sich, auch hier ist ewiges Werden und Wachsen und kein abgeschlossenes, fertiges und darum totes Ding, denn was lebt, wächst auch: „Wir selber sind ja nichts; nur indem wir das Unbekannte, das kommt, mit dem Alten verbinden, das uns heilig ist, haben wir einen Wert“ [348]). Glied einer unendlichen Kette zu sein, auch diese Erkenntnis macht Cynthia demütig:

„Sieh, wo Du seufzend vergingst,
Atmet das blühende Kind!“ [349]).

Der Ring selbst ist ja auch nur eine Anzahl von Gliedern, in deren reibungslosem Ineinandergreifen das Geheimnis seiner Festigkeit liegt und deren jedes auf einer anderen Stufe steht: Toni gehört zu den Kindern, „den lachenden, weisen Beginnern der Welt“ [350]), die gerade durch die überstandene entbehrungsreiche Notzeit „entschiedener“ geworden sind, „als die Kinder einer überernährten befriedigten Zeit“ [351]). Wenn man sie sieht, „könnte man meinen, die Seelen großer gläubiger Jahrhunderte wollten sich wieder verkörpern“ [352]). Cynthia, der heranreifende Mensch, ist der Weg. Die ersten Kämpfe des Lebens liegen schon hinter ihr, in denen sie fast unterlegen wäre, wenn Gion, der reife

---

345) Gedicht: „Selige Gewißheit“ S. 50.
346) Gion S. 170.
347) Gion S. 174.
348) Gion S. 175.
349) Gedicht: „Die Ahnfrau“ S. 82.
350) Gion S. 101.
351) Gion S. 96.
352) Gion S. 97.

Mensch, nicht rechtzeitig als Wegweiser, als Gipfelpunkt erschienen wäre. Er versteht auch Cynthias Irrwege, weil er sie selbst durchmachen mußte und sich nur dann aus ihnen herausgefunden hat, als er wieder demütig geworden war wie die Magd Emerenz, die am Ende des Weges steht. Sie steht kurz vor der Rückkehr in den Schoß des Alls. Aber durch ihr Kind ist sie doch wieder mit dem Leben verbunden, denn durch sie beginnt ja ein neuer Kreis: Auch Gion sieht seinen Lebensweg in Toni und Cynthia wiederholt. Viele Parallelen in Tonis Verhalten lassen sich zu dem des Kindes ziehen. (Toni — der Zettelsammler; das Kind — der Landstreicher z. B.). Und auch die Malerin durchlebt dieselben Stufen, die schon hinter dem Arzt liegen. An einer Stelle des „Rumänischen Tagebuchs" ist sich C a r o s s a dieser geheimnisvollen Wiederholung vollauf bewußt, wenn er sagt: „So gibt es auch da kein Ende, und immer schaut gleiche Seele mit gleichen Augen durch die Schichten der Zeit" [353]). Emerenz' Kommen (Toni hat sie wirklich aus ihrem Bergdorf geholt) schweißt den Ring vollends zu einer Einheit zusammen. Mit ihrer Inbrunst im Glauben an die Geburt eines gesunden Kindes beherrscht sie die übrigen Glieder des kleinen Kreises. In dem Gedicht „An ein Kind" findet das ganze Verhältnis seinen Ausdruck:

„Sie ging durch den Tag oft so bang,
Als ob ihr ein Leid von Dir drohte,
Und hielt ihre schwachen Hände
Doch schützend über Dein Blut.

Wie Wettermorgen die Sonne
Trug sie Dein Los aus dem Dunkel.
Du warst noch nicht auf Erden
Und doch schon überall da" [354]).

Der Magd gegenüber findet Gion den Mut, sich über Cynthia auszusprechen, der Knabe verwirklicht nun seinen Plan, dem Zettelsammler das Teleskop zu schenken, und auch die Malerin wird anders. Ihre „weiblich-innige" Art kommt zum Durchbruch. Emerenz strahlt eine Kraft aus, die sie aus ihrer engen Verbindung mit den Kräften des Jenseits schöpft, dem sie nun nahe steht. Das Geheimnis ihres Todes erhöht sie. Besonders Cynthia spürt die Ausstrahlungen, weil sie auch eine Frau ist. Die Nähe der Magd begünstigt in ihr das Wachstum dessen, zu dem Gion den Keim gelegt hat. Immer mehr erkennt sie durch das Vorbild der Mutter, daß es töricht ist, sich vor dem Unbekannten zu fürchten. Als sie

353) R. T. S. 56.
354) Gedicht: „An ein Kind" S. 39.

zum erstenmal durch Tonis Fernrohr geschaut hatte, fühlte sie schaudernd das Vorhandensein des Unbegreiflichen. Unter dem Einfluß Gions fürchtete sich sich schon nicht mehr vor der zernagten Vogelleiche. Emerenz aber bewirkt, daß ihr auch das Höchste gelingt: Alles in der Natur zu lieben, aus der Erkenntnis heraus, daß alles zusammengehört und einem Großen untersteht. „Sie fühlte kindlich, wie alles tief zusammenhing und keins das andere aufgab“ [355]).

Eine letzte Aufgabe hat Emerenz vor ihrem Tod noch zu erfüllen: „Sie erriet sich als ein Element, ohne welches zwischen jenen rätselhaften beiden (Gion und Cynthia) keine genaue Verbindung zustande kam“ [356]). Sie weiß das mit dem untrüglichen Gefühl der schon vom Leben Losgelösten und handelt danach. In der Geburtsstunde ihres Kindes wird das Element frei. Gion nähert sich dadurch „mit einem Ruck der Mittagsstunde seines Lebens“ [357]). Cynthia legt ganz ihre unweibliche Art ab, ja sie übertreibt ihr neuentdecktes Frauentum mit ihrem immer noch schwankenden Gemüt so weit, daß sie versucht, das Kind zu stillen, als Emerenz es nicht mehr kann. Die Magd stirbt. Unbesorgt um die Zukunft ihres Kindes, das sie bei Gion und Cynthia in guten Händen weiß, verläßt sie den Ring und kehrt „in der Wesen heißen Kreis“ zurück.

Der Tod der Emerenz hat dem kleinen Bereich jenen überirdischen Halt gegeben, der zu seiner Verankerung noch fehlte. Das Schicksal selbst hat gleichsam das Rad des Ringes weitergedreht: Die Magd ist in den Schoß der Natur zurückgekehrt, der Arzt ist aus der „Schattenseite des Planeten“ [358]) in sein hellstes Licht getreten, Cynthia hat zu ihrem Wesen gefunden, und auch Toni ist seelisch gewachsen. Die Versuchungen, die die Festigkeit des Ringes noch erschüttern wollen, gleiten ab: Die Szenen mit der Morphiumsüchtigen und der Dirne Diorna helfen sogar noch zum stärkeren Zusammenschluß dadurch, daß sie zeigen, was aus dem Menschen wird, der außerhalb eines Ringes lebt. Unwillkürlich vergleicht Gion die beiden Frauen mit der Malerin. Alle drei sind sie krank, aber nur Cynthia „heilt sicher, wenn auch langsam, von der Seele her“ [359]). Den Versuchungen des Straßenmädchens erliegt er nicht. Aber er weiß, daß er es tun würde, „wenn der Kreis, in dem er lebt, nur ein klein wenig anders wäre“ [360]). Dreifach ist Gions Sicherung gegen die Angriffe

---

355) Gion S. 196.
356) Gion S. 199.
357) Gion S. 207.
358) Gion S. 207.
359) Gion S. 247.
360) Gion S. 250.

der dämonischen Schattenwelt geworden: Er hat den seelischen und körperlichen Ausgleich in sich, dem Einzelnen, gefunden; er ruht in dem Schutz des Kreises, den er erst dann schaffen konnte, als er mit sich selbst einig war, und endlich fühlen beide sich behütet durch die Versicherung der Allverbundenheit der Wesen, an die sie glauben. Erst im Zusammenklang dieser drei Bereiche liegt das Vermögen, Gefahren zu bestehen. Noch einmal sieht er auf seine Entwicklung zurück, als er in die Bereiche der Dunkelheit untertauchen muß, um das Straßenmädchen los zu werden: Er nimmt „die Maske des Wahnsinns" vor, „um sich den allvermischenden Geistern der Tiefe zu entziehen" [361]), denn „das Chaos hört nur auf die Stimmen, die ihm selber entstiegen sind" [362]). Diorna muß noch auf der untersten Stufe verweilen; aber auch sie ist nötig, genau so wie alle anderen, damit Gion seinen „Kristallkern" bilden kann: „. . . Die tote Magd, Cynthia, die langsam reifende Bildnerin, Toni und die kleine Tochter, ja Diorna selber, die herrische Sklavin alter wilder Gewalten, sie alle formten heimlich tief an seinem Leben und zeigten ihm, was unvereinbar war" [363]).

„Er fühlte die Schicksale, die jetzt an den seinigen hingen" [364]).

Wieder hat die Überschrift des Kapitels „Cynthias langer Schlummer" einen tieferen Sinn. Die Malerin hat durch ihr Verhalten den Mann und Arzt in Gion in Konflikt gebracht. Als der Mann in ihm siegen will, greift eine höhere Gewalt ein und versenkt Cynthia in einen tiefen Schlaf, in dem sie ruhen darf, bis Gion „sich selber so stark, so rein erhalten hat, daß er sie zu binden vermag, ohne ihren heimlichen Kristall zu trüben." In der Nacht, die für ihn so ereignisreich ist, geschieht das. Der Anblick einer nähenden Frauenhand läßt die Erkenntnis in ihm reifen, daß das scheinbar Böse auch nötig ist, um zur letzten Klarheit zu kommen: „Das eigene Treiben, dieses zerstückte, mit seinen unvorhergesehenen Anforderungen, Gefahren, Verzichten — wie gerechtfertigt, wie wohlverbunden stellte sich's auf einmal dar im Anschaun jenes häuslich-stillen Fleißes" [365]). Wie aus vielen kleinen Stichen endlich die feste Naht entsteht, so formt das Leben aus der Summe der Prüfungen und Erlebnisse den endgültigen Charakter.

Wenn in Cynthia nach dem langen Schlaf auch das Weib in ihr noch nicht erwacht ist, die Künstlerin ist es jedenfalls.

---

361) Gion S. 255.
362) Gion S. 255.
363) Gion S. 255.
364) Gion S. 261.
365) Gion S. 262.

Meisterhaft gelingt es ihr, die tote Emerenz nachzubilden: „Noch gestern hätte ich es nicht gekonnt“ [366]), sagt sie selbst zu Gion. So hat die eine Nacht Gion und Cynthia ein gutes Stück weiter gebracht, jeden auf andere Weise. Cynthias Gemüt ist gesund geworden, auch die leichte Verstellung der Augen, die für den Arzt immer noch ein Zeichen seelischer Störungen war, ist verschwunden. Die Seele ist zu neuem, beruhigtem Leben erwacht. Der Körper wird nicht mehr lang auf sich warten lassen: „Die Zukunft begann in ihnen zu glühen, fast waren sie neugierig, wie sie künftig handeln würden, so vollkommen vertrauten sie einander“ [367]).

366) Gion S. 268.
367) Gion S. 269.

7. KAPITEL.

„Johanna", das letzte Kapitel des Buches, zeigt die Beglückung, die Gion erfährt, weil er im kleinsten Ringe zu leben gewagt hat. Es ist gleichsam der Lohn für sein Bewußtsein darum, „daß nur die großen Bemühungen das Leben zusammenhalten" [368]). Er hat um den Bestand seines Ringes gekämpft und alles darangesetzt, Emerenz, besonders aber Cynthia und Toni, zur Erkenntnis ihres eigenen Wesens zu führen. Er selbst ist jetzt ausgeglichen und kann von seiner Ruhe und Sicherheit anderen geben.

Auch mit anderen „Kreisen" und „Ringen" kam er in Berührung, so mit denen der Schwester Alruna und des Doktor Ammon. Aber allein in seinem Bereich konnten die drei ihr Wesen verwirklichen. Hier finden sie die nötigen Vorbedingungen, den Grund, in dem sie wurzeln können. Alruna steht in einem höher verpflichteten Ring: „Ihr war ja jedes irdische Tun bloß eine Vorbereitung" [369]). In einem Gespräch mit Cynthia spricht Gion-C a r o s s a ganz deutlich von dem „Serpentinenweg des Daseins, auf dem Alruna eine Windung höher als wir wandelt" [370]). Sie steht auf derselben Stufe wie Glavina im „Rumänischen Tagebuch". Beide, Alruna und Glavina, haben gleichsam die Aufgabe, Führer und Vorbild für Gion zu sein. „Ohne Alruna wäre es nicht so zwischen Dir und mir" [371]), sagt der Arzt zu Cynthia. Während so die Schwester und der Befehlträger ü b e r ihnen stehen und einem ganz geläuterten, unirdischen Ring angehören, liegt der Kreis Doktor Ammons auf derselben Ebene, vielleicht noch etwas hinter dem Gions. Deswegen ist er auch anders: körperlicher, irdischer, faßbarer. Eine Frau wie Elisabeth könnte sich niemals in dem Ringe Gions wohlfühlen, aber umgekehrt könnten auch Cynthia und Toni nicht in dem Ammons leben. Gion erkennt den fremden Kreis an: „Auch hier war ein Bereich mit eigenen Gesetzen und Machtverhältnissen, und es lag

---

[368]) G i o n S. 279.
[369]) G i o n S. 205.
[370]) G i o n S. 192.
[371]) G i o n S. 192.

nahe für ihn, Vergleiche mit dem eigenen zu ziehen. Ohne Zweifel war dort alles bewegter, gewagter, gewaltsamer als bei ihm, der niemand seinen Willen aufzwang; fragte er sich aber, ob er nicht statt Gion lieber Ammon sein möchte, so brauchte er nur Toni und Cynthia anzuschauen und zu bedenken, daß diese beiden Erscheinungen sich in jenem Lebenskreis schwerlich würden behaupten können“ [372]).

Auch der Ring Ammons bildet eine kleine Festung gegen den Ansturm des Alltäglichen, von außen gesehen vielleicht sogar eine stärkere als die Gions. Aber im Grunde ist dessen Kreis doch der uneinnehmbarere, weil er doppelt, auch im Geistigen verankert ist. In der Summe der drei „Festungen“ bildet der Ring Gions die Mitte. Er lebt sich darin reich. Die Belohnung, die er vorausahnt, wird ihm zuteil. Er weiß, daß er nicht der erste wäre, „dem über seinen Versäumnissen etwas Großes zuwächst“ [373]), und sieht sich besonders in der Wesensverwirklichung Cynthias für alle Mühen entschädigt.

Die Malerin ist seine Frau, und Toni lebt bei ihnen. Das Kind der Emerenz, Johanna, lebt auf dem Land, auf demselben Hofe, auf dem seine Mutter gearbeitet hat. Durch den Verkehr mit ihr wird so auch das eine Ziel erreicht, dessen Erfüllung bei Cynthia und der Magd noch fern lag: „Stadt und Gebirge werden bald zu einer Heimat werden“ [374]). Die Gegensätze sind also auch hier überbrückt.

In seiner letzten Auswirkung gleicht der Ring im „Arzt Gion“ sehr dem in der „Kindheit“. Dort bestand er aus dem Vater, der Mutter und dem Kind. Hier sind es Gion, die Malerin, Toni und, gleichsam als Vertreterin der Magd, Johanna, die ihn bilden. Der Kreis im Kreis ist geschlossen: Gion nimmt nun die Stelle ein, die sein Vater in der „Kindheit“ innehatte. Er befindet sich am gleichen Platz, nur um die Stufen seiner eigenen Entwicklung höher gerückt und jetzt selbst Ausgangspunkt einer neuen Entwicklungsreihe, die in dem Kind beginnt, das er von Cynthia erwartet. Wie das Grabmal des unbekannten Soldaten durch seine Lage, die Alt und Jung, Arm und Reich miteinander in Berührung bringt, zum Ursprung einer neuen Gemeinschaft werden kann, so sind auch die „Festungen“ Keimzellen zu einer neuen Einheit. Dadurch, daß eine solche „Festung“ (Gion z. B.) „strahlenartig Zellenzüge aussendet, (Cynthia, Toni z. B.), die sich ineinander verweben, so stellt sich von lauter kleinen Inseln aus das Ganze wieder her“ [375]).

---

[372]) Gion S. 273/74.
[373]) Gion S. 264.
[374]) Gion S. 281.
[375]) Gion S. 53.

SCHLUSS.

Carossas Bücher sind alle vor der Erhebung Deutschlands geschrieben, und es ist das Schöne an ihnen, daß sie doch vorher schon davon wissen. Seine Bücher sind vollkommen unpolitisch, so unpolitisch, wie nur etwas sein kann, dem es auf das Seelische ankommt. Aber sie sind deutsch, weil sie durchaus innerlich wahr und in ihrer ganzen Form und ihrem Gehalt schlicht, tief und gläubig sind. Wir dürfen die Gewißheit haben, daß Carossa auch in seinen nächsten Werken aus dieser Wahrheit heraus sich selbst treu bleiben wird. Sein schönster Lohn ist es, daß der Geist seiner Bücher nicht umsonst gewirkt hat. Er hat sein Teil dazu beigetragen, daß aus der Vielheit der Bestrebungen und der Summe der kleinen Festungen das Ganze wurde.

Die Entwicklung Carossas, so weit sie zu verfolgen war, liegt vor uns. Noch einmal die einzelnen Stufen anzuführen, ginge zu weit. Kindheit, Jugend und Mannesalter sind die Zeitabschnitte, die er durchleben mußte, bis er kämpfend zur endgültigen Form seines Wesens durchgedrungen ist. Von Stufe zu Stufe trat sein Charakter deutlicher zutage. Die schon einmal genannte Strophe aus dem „Morgengang“ hat wirklich nun ihre vollste Berechtigung erlangt:

„Du sollst Dich keiner Sehnsucht überlassen!
Im kleinsten Ringe wags Dich reich zu leben!
Ein Ganzes, nicht das Ganze wirst Du fassen,
Um es zu Dir, ins Menschliche zu heben.“

Der Ring, in dem er als Arzt Gion lebt, ist dieses Ganze, er hat Cynthia und Toni zu seiner Stufe emporheben können.

Ein Wort, das Hans Carossa selbst über den Beruf und das Werk eines Dichters gesagt hat, soll die Betrachtungen schließen, weil es am schönsten Wesen und Werk dessen verdeutlicht, der es geschrieben hat:

„Daß es bei Dichtern Strophen gibt, herzgeborene, geladen mit der Kraft ganzer Geschlechter, vergleichbar den radioaktiven Elementen, aber weit wunderbarer, da sie, schon irdisch vernichtet, noch die Kräfte der Welt anziehen und Fluten von Erneuerung verströmen, wer weiß etwas davon? Mächtig genug wären manche, um das Schwungrad auch der ermüdetsten Seele neu anzutreiben, und vielleicht sind schon sie allein es wert, daß man sich eine Weile auf den Bergen des Todes aufhalte, weil sie dort gewiß am reinsten und stärksten klingen“ [376]).

---

[376]) R. T. S. 46.

Chronologie der Werke Hans Carossas.

Gedichte. Inselverlag, Leipzig, 1910. Verm. Aufl. 1912, 1923, 1932.
Die Schicksale Doktor Bürgers. Inselverlag, Leipzig, 1913.
Die Flucht. Inselverlag, Leipzig, 1916.
Ostern (Gedichte). Verlag A. R. Meyer, Berlin, 1920.
Eine Kindheit. Inselverlag, Leipzig, 1922. 2. Aufl. 1926.
Rumänisches Tagebuch. Inselverlag, Leipzig, 1924.
Verwandlungen einer Jugend. Inselverlag, Leipzig, 1928.
Der Arzt Gion. Inselverlag, Leipzig, 1931.
Die unter dem Titel „Ostern" veröffentlichten Gedichte gingen später in den Band „Gedichte" ein.

Benutzte Literatur.

Allgemeines:

1.) Werner Mahrholz: „Deutsche Literatur der Gegenwart", Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag.
2.) Paul Kluckhohn: „Die konservative Revolution in der Dichtung der Gegenwart", Zeitschrift f. deutsche Bildung, 9. Jhrg., Heft 4, Verlag M. Diesterweg, Frankfurt/Main.
3.) Gustav Hübener: „Theorie der Romantik", Deutsche Vierteljahrsschrift, 10. Jhrg., Heft 2, Verlag Max Niemeyer, Halle.

Besonderes:

1.) Albrecht Schaeffer, Otto Heuschele, Wilhelm Hausenstein, Hugo v. Hofmannsthal, Franz Schoenberner: „Buch des Dankes an Hans Carossa", Inselverlag, Leipzig 1928.
2.) Otto Ernst Hesse: „Ein Bekenntnis", Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.
3.) Hans Carossa: Autobiographische Skizze in „Die Literatur", Jhrg. 28, Heft 8.
4.) Otto Heuschele: „Hans Carossa" in „Die Literatur", Jhrg. 28, Heft 8.
5.) Hans Schimmelpfeng: „Hans Carossa" in „Die christliche Welt", Jhrg. 40, Nr. 11.
6.) Fritz Rostosky: „Hans Carossa" in „Die schöne Literatur", Jhrg. 29, Heft 6.
7.) Conrad Wandrey: „Hans Carossa" in „Literarische Welt", Nr. 51/52, 1928.

8.) Richard Billinger: „Ein Besuch bei Hans Carossa“ in „Inselschiff“, Jhrg. 12, Heft 4.
9.) Paul Alverdes: „Rede auf einen Dichter“ (zu Hans Carossas 50. Geburtstag) in „Süddeutsche Monatshefte“, Jhrg. 26, 1928/29 Okt.-März.
10.) Martin Rockenbach: „Hans Carossa“ in „Kölnische Volkszeitung“ 20. Sept. 1923.
11.) Leo Greiner: „Hans Carossa“ in „Neue Rundschau“ November 1913.
12.) Paul Ernst: „Ein Kommentar zu einem Gedicht“ (Hans Carossa: „Die Flucht“) in „Hochland“, Jhrg. 17, Band I.
13.) Otto Stoeßl: „Carossas Kindheitsbücher“ in „Zeitwende“, Jhrg. 6, Heft 2.
14.) Albrecht Schaeffer: „Hans Carossa: Verwandlungen einer Jugend“ in „Bücherwurm“, Jhrg. 13, Heft 7.
15.) Franz Burger: „Rumänisches Tagebuch“ in „Zwiebelfisch“, Jhrg. 17/18, 1924/25.
16.) Martina Wied: „Das zweite Gesicht des Krieges“ in „Zeitwende“, Jhrg. 1, 8. Heft.
17.) Rudolf Bach: „Hans Carossas Gedichte“ in „Kunstwart“, Jhrg. 42, März 1929.
18.) Wilhelm v. Scholz: „Gedichte von Hans Carossa“ in „Kunstwart“, Heft 1, 1910.
19.) Martina Wied: „Neue Lyrik“ in „Zeitwende“, Jhrg. 1, 10. Heft.
20.) Eduard Schröder: „Dichtung aus katholischem Erbe“ in „Literarischer Handweiser“, 2. Heft, 1929/30.
21.) Otto Brües: „Katholizismus und Volkstum“ in der Zeitung „Sonntagmorgen“ 18. Juni 1933.

Abkürzungen:

Buch des Dankes = B. d. D.
Eine Kindheit = Ki.
Verwandlungen einer Jugend = Verw.
Die Schicksale Doktor Bürgers = Dr. B.
Die Flucht = Fl.
Rumänisches Tagebuch = R. T.
Der Arzt Gion = Gion.

LEBENSLAUF.

Ich, Max Machate, wurde am 13. Februar 1911 in Düsseldorf geboren als Sohn des Verwaltungsobersekretärs Max Machate und seiner Ehefrau Berta, geborene Bühn. Ich bin evangelischer Konfession.

Von Ostern 1917 bis Ostern 1925 besuchte ich die Oberrealschule am Fürstenwall zu Düsseldorf, um dann in die an derselben Schule neugegründete reformrealgymnasiale Abteilung einzutreten. Nach bestandenem Abitur verließ ich Ostern 1929 die Schule. Anschließend studierte ich in Heidelberg, Bonn und Münster i. W. Deutsch, Englisch und Französisch.

Meine Lehrer waren in Deutsch: Max v. Waldberg, Friedrich Panzer, Frd. Güntert, Oskar Walzel, Frd. Hempel, Julius Schwietering, Jost Trier und vor allem Günther Müller.

Im Englischen war ich Schüler von Friedrich Hoops, Gustav Hübener und Wolfgang Keller, im Französischen Schüler von Leonardo Olschki, Ernst Robert Curtius und Eugen Lerch.